

nem bestgehaßten Kollegen Massow ufern, denn er hatte noch nie erlebt, daß nicht am Ende auch die mimosenhafteste Angeklagte ihre Liebesgeheimnisse ihrer Freiheit opferte.

Die Menschenmenge verließ den Gerichtssaal in einer angenehmen Spannung. Viele der Frauen, die der Verhandlung beigezogen hatten, waren plötzlich von Susannes Unschuld überzeugt. Eine Liebesgeschichte! Sie packte einen dort, wo die Rührung begann. Wer mochte der Mann sein, und warum deckte sie ihn? Tat sie es nur aus Scheu, vor aller Öffentlichkeit die Tatsache einer Liebesnacht preiszugeben? Die Phantasien spielten; fast vergaß man den Ermordeten darüber.

Justizrat Massow ging nicht sofort nach der Verhandlung zu Susanne. Er brauchte Ruhe, um mit allem fertig zu werden. Sein Gefühl hatte ihn also nicht betrogen! Und so lagen die Dinge nun!

Er konnte sich nicht vorstellen, daß diese Nacht für Susanne etwas anderes als Endgültiges bedeutet hatte. Er erinnerte sich jetzt, daß sie schon als Kind jedes Spiel und jede Aufgabe mit auffallender Konsequenz durchführte oder sich um keine Macht der Welt dazu bewegen ließ. Es war ihm sympathischer, sich die wahrscheinlichen Geschehnisse dieser Nacht als die sogenannte große Liebe vorzustellen und nicht als einen Flirt mit unbedachten Zugeständnissen. Trotzdem sollte man Susanne jetzt verurteilen nach alten, guten und erprobten Regeln.

Was er dann später von Susanne erfuhr, bestärkte ihn in dem neugefundenen Glauben, obwohl er nur in sehr großen Zügen das Wichtigste hörte. Lange und eindringlich redete er ihr zu, daß es unmöglich sei, mit ihrem Beharren auf der Aussageverweigerung zu einem guten Ende zu kommen. Doch sie beharrte unnachgiebig darauf, daß das, was sie ihm erzählt hatte, nicht das geringste mit einer offiziellen Aussage zu tun habe und daß sie nach wie vor die Aussage vor Gericht verweigern würde.

Er dachte kopfschüttelnd, etwas verzweifelt und sehr bewundernd, warum nur Liebe und Logik nichts gemeinsam hätten als den ersten Buchstaben! Aber wenn sie auch in seiner Gegenwart

nie die sichere Anmut ihrer Haltung verlor, fühlte er doch sehr deutlich ihre Qual und eine abgrundtiefe Hoffnungslosigkeit.

Es wurde Februar. Für den Zwölften des Monats war die Verhandlung angesetzt. Ende Januar hatte Justizrat Massow einen Brief geschrieben, der sachlich und gut formuliert das Wichtigste enthielt und sehr wenig von Liebe sprach. Ihm kam es trotzdem vor, als wenn er den ersten Liebesroman seines Lebens zu Papier gebracht hätte.

Eine Woche später bekam er die Antwort. Es erschien ihm ungewöhnlich zeitig in Anbetracht dessen, was er durch Susanne von den Lebensverhältnissen des Freiherrn von Holten wußte. Der Brief enthielt außer Anrede und formellen Höflichkeiten nur wenige Worte.

Am 12. Februar brach sich eine matte, kalte Sonne auf dem Schnee. Susanne dachte, daß es ein gutes Omen sein könnte, wenn nicht nach menschlichem Ermessen so wenig zu hoffen wäre. Trotzdem spürte sie Mut und Kraft. Sie konnte sich das selbst nicht erklären, da die Aussage von Jalusch allein kein stichhaltiges Alibi darstellte. Der Einwand der Anklage, Susanne könne das Haus ungesehen betreten haben, war damit nicht zu entkräften.

Auch hatte sich die Vermutung, Elise könne geistig unzurechnungsfähig sein, nicht bestätigt. Dr. Massow hatte darauf bestanden, daß sie in dem Monat, der zwischen den beiden Verhandlungstagen lag, in der Psychiatrischen Klinik in Breslau beobachtet wurde. Es war ihm nicht schwer gewesen, den Antrag durchzubringen, denn der Eindruck, den Elise vor Gericht hinterlassen hatte, war nicht besser gewesen als bei der Vernehmung.

Doch war der Bescheid der Klinik negativ. Man brachte Elise in der großen Gruppe der Psychopathen unter. Die besonders heftigen Reaktionen ihrer psychopathischen Persönlichkeit schrieb man den Wechseljahren zu, in denen selbst ausgeglichene Frauen sehr labil sein können.

Allerdings war dem offiziellen Bescheid der Klinik, der dem Gericht zuging, ein Schreiben für den Verteidiger beigelegt.

Einem jungen Stationsarzt, der im Krankenblatt von der Mordaffäre und den Beobachtungen der Patientin gelesen hatte, war es aufgefallen, daß sie kurzsichtig war.

Er hatte zufällig beobachtet, daß sie eine Brille mit einem billigen Drahtgestell blitzschnell in der Tasche ihres Rockes verschwinden ließ, als sie die Schritte einer Schwester hörte. Erstaunt hatte er gesehen, wie sie ruhig an ihrer Stopferei weitergearbeitet hatte, als die Schwester im Raum war, jetzt allerdings mit der Spannung aller Muskeln von Stirn- und Augenpartie, die Kurzsichtige zeigen, wenn sie den Gegenstand vor ihren Augen nicht nahe genug heranhalten.

Der Arzt hatte sofort ihre Sehschärfe untersuchen lassen, und man hatte eine hochgradige Kurzsichtigkeit festgestellt. Versuche ergaben, daß sie bei schwachem Licht einen Menschen auf acht Meter Entfernung nicht einwandfrei identifizieren konnte.

Elise hatte bei den Untersuchungen Anzeichen tiefster Empörung geäußert, am heftigsten, als man ihr empfahl, stets ihre Brille aufzusetzen.

Als Susanne in den Gerichtssaal geführt wurde, hatte sie sich innerlich schon auf die starrenden Augen der Menschenmenge vorbereitet, und sie fand sich leichter damit ab als beim erstenmal. Vielleicht waren es auch unsichtbare Ströme von Sympathie, die ihr entgegenkamen, nicht zuletzt von Menschen, denen sie angenehmes Rätselraten bereitet hatte durch ihre geheimnisumwobene Liebesgeschichte.

Über dem Saal, durch dessen Fenster die blasse Sonne fiel, lag ein anderes Fluidum als bei der ersten Verhandlung. Hätte man heute diese Menschen in ihrer Gesamtheit nach einem Urteil gefragt, sie wären wohl leichter bereit gewesen, selbst einem Schuldigen zu vergeben, als an den meisten aus unerklärlichen Gründen dunkleren Tagen.

Vor Susanne ging das Baret Dr. Massows etwas nervös hin und her. Man wartete auf die Zeugen. Die Tür öffnete sich. Als erste trat Alwine in den Saal, ihr folgte Jalusch, die Mütze in der braunen Schaufel seiner Hand. Hinter ihm trat Elise ein.

Dann schlug Susanne beide Hände vor den Mund, um einen Aufschrei zu unterdrücken, doch gelang ihr das nicht völlig. In

den nächsten Sekunden fuhren die Köpfe aller Anwesenden hin und her, einmal zur Anklagebank, woher der jähe, kleine Schrei gekommen war, dann wieder zu dem hünenhaften Mann mit dem entstellten Gesicht, der als letzter Zeuge den Saal betrat.

Susanne sah verschwommen, mit Augen, die ihr nicht mehr gehorchen wollten, daß Clemens lächelte. Er sah zu ihr hin, als seien sie allein in der Hütte im Wald. Sein Lächeln war stark, gut und unendlich vertraut. Susanne saß jetzt vornübergebeugt, als wolle sie ihm so nahe wie möglich sein. Ihre Hände umkrampften mit aller Kraft das hölzerne Geländer.

Im Laufe der Verhandlung erschien es Susanne oft unmöglich, daß dieser Mann der gleiche sein sollte, den sie am Morgen der Christnacht verlassen hatte. Sie ertappte sich dabei, daß sie nach der kleinen, unscheinbaren Bewegung suchte, mit der er einst Schultern und Nacken nach vorn zu ziehen pflegte und deren Bedeutung nur sie kannte. Doch nicht ein einziges Mal konnte sie das entdecken.

Clemens trat als letzter in den Zeugenstand. Schon als er die Fragen zu seiner Person beantwortete, erhob sich wieder das Geraune im Saal. Nur wenige hatten bisher gewußt, wer der Mann mit dem zerstörten Gesicht war. Die Freiherren von Holten aber waren den wenigsten unbekannt. Das Geraune erstarb nicht, der Richter mußte um Ruhe bitten.

Clemens machte seine Angaben kurz und klar. Er sagte aus, daß die Angeklagte vom Morgen des Tages vor dem Mord an ihrem Bruder bis zum Morgen nach der Mordnacht ohne Unterbrechung mit ihm zusammengewesen sei. Erst gegen 7 Uhr früh sei sie von seiner Jagdhütte im Waldgebiet Kreuzeneck aufgebrochen, um nach Hause zu reiten.

Die Hunderte von Augenpaaren, die ihm gefolgt waren, sahen jetzt nur noch den schönen, straffgehaltenen Körper mit den eleganten und leichten Bewegungen. Der Staatsanwalt bat, den Zeugen vernehmen zu dürfen.

»Ich habe keinen Grund, an der Wahrheit Ihrer Aussage zu zweifeln. Welche Erklärung haben Sie aber für die immerhin befremdliche Tatsache, daß Sie als Hauptentlastungszeuge der Angeklagten erst heute hier erscheinen?«

Im Saal herrschte atemlose Stille. Susannes Gedanken entglitten ihr und liefen auf ungeordneten Wegen davon. Was würde er antworten?

Clemens zögerte einen Augenblick. Dann sagte er ruhig: »Für die Tatsache meiner Gesichtsverletzung sind wohl keine besonderen Beweise nötig. Der Augenschein wird genügen, Herr Staatsanwalt. Sie ist der Grund, warum Fräulein Teck erst heute ihre Freiheit wiedererlangen wird. Ich habe seit meiner Entlassung aus dem Lazarett im Winter 1918 in meiner Jagdhütte am Kreuzeneck gelebt. Fräulein Teck, die ich im Frühjahr 1920 kennenlernte, hat nach meinem ganzen Verhalten annehmen müssen, daß es für mich keinen größeren seelischen Schock geben könnte, als wenn sie mich plötzlich in den Mittelpunkt eines Mordprozesses risse. Deswegen hat sie von ihrer Abwesenheit in der Mordnacht geschwiegen und sich später geweigert, den Zeugen für ihr einwandfreies Alibi zu nennen. Dafür hat sie sich auch vier Monate in Haft nehmen lassen mit der vagen Hoffnung auf andere Beweise ihrer Schuldlosigkeit. Da ich erst vor wenigen Tagen von dem Verteidiger Fräulein Tecks über die Sachlage unterrichtet wurde, konnte ich erst heute hier sein.«

Die Öffentlichkeit, bis zum letzten Wort atemlos vor Spannung, wurde schlagartig ein raunendes, unruhiges Gewoge. Mehrere Male mußte der Richter um Ruhe bitten. Der Staatsanwalt, unbeirrt von dem Tumult, richtete wieder das Wort an Holten:

»Da Sie über die seelischen Regungen der Angeklagten so gut im Bilde zu sein scheinen, Baron, können Sie uns vielleicht auch erklären, was ihre Worte bedeuten, die sie an der Leiche ihres Bruders vor Zeugen ausrief: ›Warum habe ich das bloß getan?‹ Sie werden zugeben, daß das in befremdlichem Gegensatz zu Ihrer Aussage steht!«

Holten stutzte. Er war sich klar darüber, daß er nicht verpflichtet war, auf die Frage des Staatsanwaltes zu antworten. Er tat es trotzdem, und seine Stimme stand an Schärfe der des Anklägers nicht nach:

»Ich höre zum erstenmal davon, und ich weiß es nicht. Es fällt wohl außerdem nicht unter die Fragen, die ich Ihnen im Zeugenstand zu beantworten habe, Herr Staatsanwalt. Aber ich könnte

mir denken, daß Fräulein Teck in dem Augenblick, als sie ihren Bruder, mit dem sie ein sehr inniges Verhältnis verband, tot vor sich liegen sah, daran dachte, daß er vielleicht lebte, wenn sie in dieser Nacht zu Hause gewesen wäre. Mitunter können scheinbar unwesentliche Zufälligkeiten wie die Anwesenheit eines Familienmitgliedes derartige Geschehnisse verhindern. Und darum wohl ihre Worte.«

Er sah einen Augenblick zu Susanne hin. Der Ausdruck ihres Gesichtes war gelöst, aber das Erstaunen, eine Fassungslosigkeit beinahe, war noch nicht gewichen.

Niemand außer ihm, dachte sie, würde es je so richtig geahnt haben! Sie wußte nicht, daß ein flüchtiges Lächeln über ihre Züge glitt, als sie bestätigte, daß dies die richtige Erklärung für ihre Worte sei.

Der Staatsanwalt hielt die Anklage aufrecht, aber die Kraftlosigkeit seines Plädoyers war spürbar. Hin und wieder zuckte sein linker Mundwinkel nervös nach oben. Während des Plädoyers des Verteidigers sah er konstant auf eine Spinnwebe an einem der hohen Fenster, und das Zucken wiederholte sich noch mehrere Male. Er stellte bei sich fest, daß er tatsächlich längst über das Alter hinaus wäre, in dem man bei jeder Liebesgeschichte anderer Leute einen göttlichen Funken zu entdecken glaubt. Er wünschte solche Affären vielmehr als rosenrotes Unkraut dahin, wo sie der Teufel am schnellsten holt.

Das Gericht zog sich kaum eine halbe Stunde zur Beratung zurück. Die Angeklagte wurde freigesprochen, und das Urteil löste einen Beifall der geduldig ausharrenden Menge aus, bei dem sich Susanne mit aller Gewalt beherrschen mußte, um nicht einen tränenreichen Endeffekt zu bieten.

Sie wußte erst jetzt, als die Spannung von Monaten sich löste, in welchem Maße sie darunter gelitten hatte. Sie mußte Hände schütteln und für Glückwünsche danken, und dann fand sie sich endlich nach einer Woge von Tumult allein in einem Seitengang des Gerichtskorridors. Der Justizrat hatte sie sacht, aber bestimmt dorthin gedrängt und sie gebeten, einen Augenblick zu warten.

Sie wartete nicht lange, noch befangen und zerrüttelt von den letzten Stunden. Dann sah sie Clemens auf sich zukommen. Er trug einen kurzen Fahrpelz.

Die langen Korridore lagen verlassen da; es war sehr still. Sie versuchte, um das starke Klopfen ihres Herzens zu dämpfen, an den Verbleib des Justizrats zu denken. Sie wußte, daß ihr Herz so erregt schlug, weil Clemens ihr neu und fremd erschien.

Dann war er bei ihr. Er faßte ihre Hand mit festem Griff, als mache sie den Versuch zu entfliehen.

»Susann, ich bin der Meinung, wir sollten jetzt beide aufhören mit unseren Lügen. Nicht immer kommen solche Geschichten zu einem guten Ende.«

Sie verstand nicht ganz, was er damit sagen wollte, aber sie gab dem leisen Druck seiner Hand nach und folgte ihm über Gänge und Treppen nach unten. Sie begegneten keinem Menschen, nur in der Nähe der Ausgangstür standen zwei Frauen mit Eimern und Besen, grüßten sie wie alte Bekannte und steckten sofort die Köpfe zusammen, als die Tür mit dumpfem Knall hinter den beiden zugeschlagen war.

Clemens führte Susanne über einen weiten Platz zu einem leichten zweisitzigen Schlitten mit einem Falben im Geschirr. Er ließ ihr keine Zeit zur Verwunderung und schien ihre fragenden Augen nicht zu sehen. Mit Ritterlichkeit, in die sich unverkennbar ein Schuß Übermut mischte, half er ihr in die Fahrpelze, die in bunter Unordnung auf den Sitzen lagen. Der schwache Hauch eines angenehmen Parfüms aus einem der Pelze, der mit Nutria gefüttert war, streifte sie einen Augenblick. Er war ihr so rätselhaft wie das fremde Pferd und der Schlitten, der jetzt in saugender Fahrt über den Schnee zu gleiten begann.

Der Traber griff aus, als starte er zu einem Rennen. Noch immer vergoldete Sonne den Schnee, doch war der Himmel jetzt nicht mehr klar.

Clemens hielt die Zügel in einer Hand; die andere hatte er um Susannes Schulter gelegt. Sie lehnte sich schweigend an ihn. Sie empfand nicht die geringste Lust, den Frieden, der über sie kommen wollte, durch Fragen nach der Wirklichkeit zu zerstören.

Sie hatten die Stadt bereits hinter sich gelassen, als Susanne doch endlich fragte, warum er ein fremdes Pferd geliehen und nicht Kimm eingespannt hätte.

Er lachte heiter und mit freundlichem Spott: »Ich hätte mir denken können, daß deine erste Frage dem Minneroß und nicht mir gelten würde. Es geht ihm ausgezeichnet. Es wird Zeit, daß der Frühling kommt und die regelmäßige Arbeit wieder beginnt, damit ihn der Hafer nicht gar zu sehr sticht. Wie gefällt dir übrigens der Traber hier?«

»Aus einem guten Stall, ohne Zweifel!«

»Da du gerade nach Kimm fragtest: Der junge Mann kommt unabwendbar in ein Alter, in dem es ihm allzusehr zu Kopfe steigt, daß ich es nicht fertigbekam, einen Wallach aus ihm zu machen. Daß er Espérance liebt und seine Neigung aufs heißeste erwidert wird, dürfte uns wohl beiden nicht unbekannt geblieben sein. Würdest du deinen Segen geben, wenn ich dich sozusagen feierlich um den Huf deiner Stute bäte? Du würdest sie dann allerdings eine gewisse Zeit nicht reiten können.«

»Also gut, ich werde dann eben zu Fuß durch die Wälder marschieren; meinen Segen habt ihr. Liegt dir das wirklich so sehr am Herzen?«

»Mächtig, Susann!«

»Clemens, ob du es glaubst oder nicht, aber ich bin einfach zu schwerfällig, um zu verstehen, daß wir nur deswegen zusammen durch den Abend fahren, um uns über die Liebes- und Eheprobleme unserer Pferde zu unterhalten.«

»Habe ich von dem Minneroß angefangen oder du?«

»Clemens, jetzt erzähle mir endlich, wohin wir fahren und wie das alles möglich geworden ist. Ich habe noch immer das Gefühl zu träumen; du bist so sicher, völlig anders als bisher, fast fremd. Der vergangene Sommer erscheint mir jetzt vollkommen unwirklich.«

Er hielt das Pferd an und legte auch den anderen Arm um sie.

»Hast du dir nicht immer gewünscht, daß ich so würde, Susann, sicher, anders und fremd, wie du es jetzt nennst?«

»Ja, das habe ich gewünscht, und noch nie habe ich etwas anderes so sehnlich gewünscht. Ich kann es nur nicht fassen, daß es plötz-

lich gekommen ist. Immer war ich der Meinung, daß sich dieser Wandel in dir langsam, ganz allmählich vollziehen müßte, und allein darum habe ich doch diesen Starrsinn bei dem Prozeß gezeigt.«

Sie lächelte. Es war ein kleines, fast trauriges Lächeln: »Ich könnte mir denken, daß es dir heute kindisch vorkommt, wie ich gehandelt habe, kindisch und irgendwie lächerlich!«

Seine Arme umspannten sie plötzlich so fest, daß es ihr weh tat. Sein Gesicht war ganz nahe dem ihren, und er sagte mit einer Stimme, die heiser und gebrochen war vor Erregung:

»Kindisch soll mir vorkommen, was du getan hast, kindisch und lächerlich? Susann, die fremde Sicherheit, von der du sprichst, ist doch nur da, weil ich bornierter Mensch endlich glauben kann, daß du mich liebst. Erst das, was du kindisch und lächerlich nennst, mußte geschehen, damit mir nichts anderes übrigblieb, als davon überzeugt zu sein für alle Ewigkeit. Ich wünschte, bei Gott, ich hätte es dir ersparen können, Susann, aber es war wohl nötig, um einen derart verbissenen Halunken wie mich wachzurütteln!«

Er wollte sie schon aus den Armen lassen, doch dann umfaßte er sie von neuem. »Susann, ich habe im vergangenen Sommer Himmel und Hölle bestürmt, ob ich dich halten dürfte, aber in seltener Einmütigkeit sagten sie beide ›Nein‹ – du allein sagtest ›Ja‹, Susann, immer schon.«

Er küßte mit leidenschaftlicher Innigkeit die Lider ihrer Augen. Dann löste er seine Arme von ihr und zog die Zügel an. Er sah nicht mehr, wie der Ausdruck ihres Gesichtes wechselte. Verwunderung, Erstaunen, Fassungslosigkeit spiegelten sich jetzt darin. Doch das alles wich bis auf einen winzigen Rest einem ganz gelösten Glück.

Wieder glitten sie in schneller Fahrt über den Schnee. Nur die Glöckchen des Pferdes läuteten in der großen Stille. Sie fuhren dieselbe Straße entlang, die Susanne am Weihnachtsabend mit dem Bauerngespann gefahren war. Es begann zu schneien, langsam kam die Dämmerung. In den Dörfern wurde es hinter den kleinen Fenstern hell.

Susanne lag warm geborgen in der schützenden Bucht seines

Armes, das Gesicht in der Wärme der Pelzdecke vergraben. Nur die Augen blieben frei, und manchmal tanzten Schneeflocken so dicht davor, daß sie blinzeln mußte. Endlich schloß sie die Augen ganz.

»Warum sagtest du auf dem Gerichtskorridor, daß wir mit unseren Lügen aufhören sollten, Clemens? Hast du denn auch gelogen?«

»Ich habe es fertigbekommen, so zu tun, als wenn ich dich nicht liebte. Das ist fast mehr als eine Lüge!«

»Liebst du mich denn, Clemens?«

»Ja, Susann, ich liebe dich.«

Wieder der tanzende Schnee, das Schellengeläut, die Atemwärme, die das Pelzwerk fängt und doppelt wieder zurückgibt.

»Seit wann, Clemens?«

»Seit du klatschnaß an meiner Tür standest.«

Im Schnee versunkene Hütten, die vorüberhuschten, eisiger Wind, der über eine ungeschützte Ebene klirrt und die Pferdetränke hochwirbelt.

Susanne nahm an, er würde die Lindenallee entlangfahren, die die Stadt ringartig umschloß, doch bog er sofort rechts ab und lenkte den Schlitten in weitem Bogen zu einer der Boberbrücken.

»Geht dir der Traber durch? Oder hast du vergessen, wo ich wohne?«

»Wie sollte ich! Aber im Augenblick ist das ja gar nicht so wesentlich.«

»Du sagtest doch eben, wir führen nach Hause?«

»Unvorsichtigerweise habe ich eben geschworen, nie mehr zu lügen, nicht einmal mehr zu flunkern. Wir fahren also wirklich nach Hause, allerdings nach Grandjour, Frau Rittmeister!«

»Clemens!«

»Du wunderst dich? Aber du kennst doch sicher die ländliche Sitte, den Gutsherren ihren militärischen Rang auf Lebenszeit zu lassen, so daß schließlich ein alter Tapergreis, der kein Maultier mehr besteigen könnte, als Rittmeister ins Grab sinkt. Es gibt kuriose Sitten und Gebräuche, Susann!«

»Clemens, halte bitte sofort das Pferd an!«

Er tat es gehorsam, sah aber weiter geradeaus.

»Und jetzt eine Beichte, aber ohne Lücken, bitte!«

»Susann, was ist da schon zu sagen! Zufällig bat mich der Gutsverwalter vor ungefähr einem Monat, kündigen zu dürfen, da sich für ihn durch die Erbschaft eines eigenen Hofes die Verhältnisse geändert hätten.«

»Und du hast zugesagt?«

»Nachdem ich den Brief von Justizrat Massow gelesen hatte, tat ich das. Oder sollte ich vielleicht nicht, Susann?«

Immer wenn er in den letzten Tagen an diesen Augenblick gedacht hatte, war sie ihm in seinen Vorstellungen vor Freude um den Hals gefallen. Doch nichts dergleichen geschah.

»Wie heißt das Pferd, Clemens, das ich bis jetzt so unliebenswürdig den Traber genannt habe, als sei es ein gemietetes Kutschpferd?«

In dem Dunkel, das Schnee und Laternen nur spärlich erhellten, konnte er sehen, daß ihre Brauen streng zusammengezogen waren.

»Barberina; es ist eine Stute, dreijährig. Ihr Vater ›Finish‹ war der Favorit bei mehr als einem Dutzend schwerster Trabrennen. Auch die Mutter kommt aus einer alten Familie mit guten Manieren. Ich dachte, wir züchten weiter mit ihr, was meinst du dazu?«

Er bekam nicht das geringste von ihrer Meinung zu hören. Als er näher hinschaute, sah er, daß Tränen über ihr Gesicht liefen, eine helle Straße von Tränen, die aus ihren weit offenen Augen ständig Nachschub erhielten. Sie verbarg sie nicht, sah ihn geradewegs an, und unter Tränen blühte ein Lächeln auf.

»O Susann!« murmelte er, seine Lippen schon an ihrem Gesicht. Als sie beide feucht waren von seinen Versuchen, ihre Tränen wegzuküssen, und sich endlich lachend wieder abgetrocknet hatten, fuhren sie weiter.

Die Pferdedame schnaubte, als sie abging. Susanne behauptete, daß sie schon an dem gewollt teilnahmslosen Gesicht der Stute bei ihren diversen Fahrpausen sehen könnte, was für eine hoffnungsvolle Rasse sie darstellte.

Clemens erkannte aus ihrer Bemerkung, daß sie sich ihrem seeli-

schen Gleichgewicht wieder näherte, das für ihn schwereloses Schweben über Dingen und einen unversieglischen Quell von Heiterkeit und Frohsinn bedeutete. Und doch hatte nicht die heitere, fordernde und leidenschaftlich zielbewußte, sondern die schutzlose Susanne das besiegt, was er seine Vernunft nannte. Sie allein hatte das geschehen lassen, was er nie für möglich gehalten hatte.

Barberina witterte den Stall. Ohne Last schien sie dahinzufiegen, und sie griff sichtlich noch einmal aus, als sie die Auffahrt entlangglitten, die zum Herrenhaus führte. Hell und langgestreckt lag es, von Bäumen kaum verborgen, auf einer Anhöhe.

Die Allee öffnete sich zu einem weiten Halbkreis. Sie erklimmte den Berg von Südosten her und mündete an der westlichen Front des Hauses. Das nahm dem Bild jede Strenge; so natürlich wie das Haus selbst fügte sie sich den Schwingungen und Konturen der Landschaft ein. Auch bei dem fahlen Licht erkannte Susanne, daß sehr alte Platanen die Allee bildeten. Ihre majestätischen Kronen wölbten sich, selbst unbelaubt, zu einem hohen Dach zusammen.

Das Land ringsum war eine weiße Schneeweite, aber Susanne wußte von Clemens, daß es eine liebliche Wiesenlandschaft wurde, wenn der Schnee schmolz. Vor der Portalfront, hinter dem Halbrund des weiten Vorplatzes, hatte der Wind den Schnee an manchen Stellen verweht, und Susanne sah in unregelmäßiger Höhe grüne Spitzen herausragen. Es waren wohl die französischen Gartenanlagen, von denen Clemens ihr einmal erzählt hatte. Seit dem Tode des alten Gärtners im vorigen Jahre waren sie ungepflegt und unbeschnitten gewuchert.

Aus den Fenstern neben dem Portal kam Lichtschein. Auch mehrere Fenster am Ende des Hauses waren hell, und die breite Freitreppe wurde von zwei Laternen beleuchtet. Wenn Susann später an den Augenblick dachte, als sie zum erstenmal vor dem Haus stand, das ihre Heimat werden sollte, sah sie stets diese beiden Laternen vor sich. Sie hingen lose zu beiden Seiten des Portals, von schwerem, prachtvollem Gitterwerk gehalten. In

dem eisigen, scharfen Wind wiegten sie auf und nieder. Unablässig schienen sie gegen Sturm und Finsternis zu kämpfen, immer von neuem bemüht, den verschwimmenden, zitternd erblasenden Schein auf dem grauen Gestein der Treppe wieder zu einem festen hellen Lichtkreis zusammenzufügen.

Susanne verlor sich in den Anblick dieses hellen, unentwegten Schwingens. Es ging eine tröstliche, schützende Lebendigkeit davon aus, und sie war bereit, es als Signum für das ganze Haus zu nehmen. Über dem Portal las sie in klaren, bewegten Linien »Grandjour« und die Jahreszahl 1778, eingemeißelt unter zarten, netzartig gebreiteten Ornamenten.

Sie hörte Stimmen hinter sich. Sie erwiderte den Gruß eines jungen Burschen, der Pferd und Schlitten zu den Stallungen zurückbrachte. Undeutlich sah sie jetzt die dunklen Umrisse der Wirtschaftsgebäude, die ein weites, etwas tiefer liegendes Viereck bildeten.

Clemens nahm ihren Arm und führte sie die Treppe hinauf. Dort, wo der schwankende Lichtschein war, hob er sie auf und trug sie über die Schwelle, ein zärtliches, starkes Leuchten in den Augen.

Die schweren Türen schlossen sich fast lautlos hinter ihnen, die Kälte und der Wind blieben zurück. Sie standen im Treppenhaus, einem Raum von weiten Ausmaßen. Wärme schlug ihnen entgegen; ein reichverzierter Kachelofen auf hohem Podest stand in der Nähe der Tür. Susanne sah eine breite Treppe, die in gerader Linie nach oben führte. Doch wirkte sie bewegt und anmutig, weil der Abstand der weißen Marmorgeländer sich nach oben zu verjüngte.

Auf den Sockeln, aus denen sich zu beiden Seiten die Treppe hinaufschwang, hielten Putten schmale, hohe Laternen, denen ein sanftes, gedämpftes Licht entströmte. Die Treppenstufen waren mit einem Läufer von leuchtendem Königsblau bedeckt. Im matten Schein dämmerten alte Bilder an den Wänden. Wo das Licht der Puttenlaternen sie nicht dem Dunkel entriß, umschlossen die goldgetönten Rahmen schemenhafte Gebilde in allen Schattensfarben der Nacht.

Zu beiden Seiten der eichenen Türen waren hohe, breite Fenster.

Schmale Metallstreifen teilten das Glas in viele kleine Felder. Das Treppenhaus durchlief die ganze Breite des Hauses. Drei große Glastüren, rund überbogen, bildeten die Wand zum Garten hin. Jetzt stand die Nacht davor, aber man erahnte das Licht, das am Tage von allen Seiten hier hereinströmen konnte in flutender Helle. Das Deckengewölbe zeigte sehr zarte Stuckverzierungen in hellsten, immer wieder durch Weiß gebrochenen Farbenklängen. Schwingende Ranken umrahmten Figuren aus der griechischen Sagenwelt.

Sie waren allein in dem weiten Treppenhaus. Die Tür hatte sich auf einen leichten Druck von Clemens' Hand geöffnet. Er hatte Susanne um einen Augenblick Geduld gebeten, um die Pelze in die Garderobe zu bringen. Es war vollkommen still, und niemand kam, um sie zu empfangen. Doch Susanne wußte vom Lichtschein im Seitenflügel des Hauses. Ohne diese flüchtige Wahrnehmung hätte sie das seltsam Verwunschene dieser Ankunft wohl noch stärker empfunden.

Clemens kam zurück. Er berührte leicht ihren Arm. Sie blickte zu ihm auf und sah sein Lächeln.

»Laß dich nicht beeindrucken, Susann. Grandjour ist im wahren Sinn des Wortes ein gemütliches altes Haus! Hinter seiner imposanten Maske wirst du es bald schmunzeln sehen!«

Er klatschte bei diesen Worten sanft, aber hörbar mit der flachen Hand auf das pralle, üppig geschwungene Hinterteil einer der barocken Putten. Dann öffnete er eine Tür, die zur Wohnhalle führte.

Trotz ihrer Größe strömte die Halle eine kräftige Behaglichkeit aus. In einem Kamin aus warmgetöntem Stein flackerte Feuer. Hirschgeweihe und die Schaufeln von Elchen wuchsen aus den getäfelten Wänden, und über dem Kamin hing, den Raum beherrschend wie das Glanzlicht einen kostbaren Stein, das Bild einer dunkelhaarigen Frau mit schmalem, klugem Gesicht, in dem Augen von dunkelstem Blau zu leben schienen. Der Mund war hellrot und üppig, doch starr und ohne Heiterkeit. Unberührt von seiner Härte, vollendet schön, weich und fließend war die Linie des nackten Halses, der Schultern, der tief entblößten Brust.

Zu jeder Seite hing das Bild eines Pferdes, eines Schimmels und eines Rappen. Reichgeschnitzte Arme hielten brennende Kerzen neben Wandteppichen, die in tiefen, leuchtenden Farben gewirkt waren und barocke Schlachtenszenen und flämische Landschaften darstellten.

»Du mußt dich erst einmal aufwärmen, Susann«, hörte Susanne die Stimme von Clemens neben sich, »deine Hände fühlen sich an wie die Krallen eines Vögelchens.«

Er ging mit ihr ganz nahe zum Kamin, blieb dicht hinter ihr stehen und zog sie zu sich. Auf ihrem Haar spürte sie den leichten Druck seines Kinns. Er nahm ihre Hände auf und hielt sie dem Feuer entgegen. Wie auf einer Schale ruhten sie auf den seinen.

Wärme kam vom Feuer her, aus diesen Händen und von allem, was sie hier umgab.

»Es ist schön bei dir, Clemens, warm, gut und geborgen.« Es waren ihre ersten Worte, seit sie aus dem Schlitten gestiegen waren.

Sie spürte den strafenden Druck seines Kinns auf ihrem Haar, verstand ihn und verbesserte lächelnd: »Bei uns, wollte ich natürlich sagen!«

Er blickte zu dem Frauenbildnis über dem Kamin. »Und doch ist dieses Haus, das aussieht, als sei es für Glück und Freude geschaffen, von einer Frau erbaut worden, die kaum glücklich zu nennen war.«

So nahe schien das Bild von einer faszinierenden Lebendigkeit. Susanne glaubte plötzlich Wehmut und Rührung zu spüren und gleichzeitig ein Chaos menschlicher Leidenschaften in dem seltsamen Blick zu sehen.

»Denise de Troys, die Hugenottin? Du erzähltest mir einmal, daß das Haus nach ihren Angaben gebaut wurde. Warum war sie nicht glücklich, oder besser gesagt so unglücklich, daß man noch heute davon weiß?«

»Meine Mutter hätte es dir sicher ausführlicher erzählen können. Ich weiß nur, daß ihr Mann sie nicht so liebte, wie sie es zu wünschen schien. Sie war die erste in unserer Familie, jedenfalls die erste, von der man weiß, die bei den Pferden Trost suchte.

Sie muß eine verwegene Reiterin gewesen sein, aber auch eine erstklassige Züchterin.«

»Da, Susann«, er zeigte auf die Bilder des Schimmels und des Rappen, »Ciel und Enfer, Himmel und Hölle, die beiden Ahnherren des Gestüts. Sie sind größer als die Araber der Wüste, aber sie zeigen noch unverkennbar den Adel des Arabers. Sieh dir an, wie meisterhaft das Bild von Ciel die Haltung des aufgeworfenen Kopfes wiedergibt, den flachen Bogen des gestreckten Halses, dessen Vibrieren man zu spüren glaubt. Wie lebendig die geweiteten Nüstern sind! ›Sie trinken den Wind‹, sagt der arabische Reiter.

Enfer vor allem besaß viel von seiner arabischen Mutter Jaccara, den eigentümlichen Metallglanz des Haares, die stählerne Kraft von Sehnen und Hufen, die Derbheit der Muskeln, das ganz besondere Feuer des Temperamentes, und er vererbte viele dieser Merkmale noch ursprünglich über mehrere Generationen hinaus.«

»Was weißt du noch von dieser Frau?«

»Du wirst im Archiv genug von ihr finden, es gibt dort Tagebücher neben ihrer ausgedehnten Korrespondenz, zumindest aus der Zeit vor dem Tode ihres Mannes. Es hieß, daß er durch einen Jagdunfall ums Leben kam, doch die meisten ihrer Zeitgenossen hielten sie für die Mörderin ihres Mannes, dessen Untreue sie zu der Tat getrieben haben soll. Noch heute weiß niemand, ob das Gerücht einen wahren Kern hatte. Es sind alte Geschichten, Susann, längst und für immer vergangen.«

Susanne sah noch immer zu dem Bild auf. »Sie gefällt mir gut, mehr, als ich dir sagen kann, Clemens. Rede nichts dagegen, du unverbesserlicher Spötter! Übrigens wünsche ich mir, ihr einmal zu begegnen. Weißt du, ich bin, beim Himmel, nicht tapfer, aber schon als Kind habe ich mir immer gewünscht, einem Gespenst zu begegnen. Vielleicht waren es letzten Endes Machtgelüste; ich stellte es mir erhebend vor, mit einem guten Gedanken an das grausige Gespenst zu denken und es dadurch auf der Stelle zu erlösen. Denn Gespenster sind nicht böse, nur unglücklich, das war meine kindliche Glaubenstendenz. Wie ich gerade feststelle, hat sie sich nicht geändert.«

Er drückte sie plötzlich hart an sich. »Weißt du eigentlich, was du damit sagst, Susann? Bist du dir klar darüber, daß du viele Monate einen Gespensterkampf geführt hast?«

Sie verstand ihn zuerst nicht, dann dämmerte Begreifen in ihr auf. »Du hast recht, es war wie ein Schemen, der mir immer entglitt, wenn ich ihn fassen wollte. Und er war wirklich nur unglücklich, nur das! Aber jetzt ist er erlöst, ja, Clemens, wirklich, du?«

»Ja, Susann, jetzt ist er erlöst.«

In eine Stille hinein sagte er: »Aber vielleicht wird es noch manchmal letzte Zuckungen haben, stoßen und quälen. Wirst du dann Geduld mit mir haben, Susann?«

Sein Kinn lag wieder auf ihrem Haar, seine Augen waren fest geschlossen.

Er hörte ihr warmes leises Lachen. »Ich werde wohl immer alles ertragen können, was du tust, aber nicht, weil ich so unsagbar geduldig bin, sondern weil ich verstehe, was du tust, nicht anders, als wenn ich es selbst täte. Schmerz wird mir immer nur das bedeuten, was dir weh tut, nichts sonst wird mich wirklich berühren, ich weiß es so sicher. Und wenn von dir Hartes und Bitteres kommen sollte, Clemens, ich werde immer glauben, mein ganze Leben lang, daß es dir im Grunde genommen ebenso weh tut, mir Schmerzen zu bereiten, wie diese Schmerzen mir weh tun, ob dir das nun bewußt ist oder nicht.«

Sie wandte ihm ihr Gesicht zu, ihr Lächeln war zärtlich und sehr innig. »Dann kann doch eigentlich gar nichts passieren!«

Sein Mund war schon ganz nahe dem ihren, aber ehe er sie küßte, sagte er noch: »Nein, Susann, dann kann wirklich nichts passieren!«

Dann riß er sie mit jäher Heftigkeit in die Arme und fand ihre sehnsüchtige und leidenschaftliche Erwiderung.

Sie waren erwärmt und gelöst, und sie lachten jetzt viel. Clemens öffnete eine der Türen in der Halle, und sie streckten beide die Köpfe in die Dunkelheit, die ihnen entgegengähnte.

»Das ist der große Ballsaal, Susann, augenblicklich nur für tanzende Eisbären erträglich.«

Er ergriff einen Kerzenhalter, und an seinem Arm machte sie die

Runde über den Parkettboden des weiten Saals. Die Spiegel zwischen den hohen, rundgewölbten Fenstern warfen ihr Bild zurück. Über das Kristall der Kronleuchter spielten dunkelrote Reflexe.

Der tanzende Lichtschein entriß dem Dunkel das Bild einer Frau, hochgewachsen, im lächelnden Bewußtsein ihrer Schönheit. Das fließende helle Kleid war unter der Brust mit einer Rubinagraffe zusammengehalten; der gleiche Schmuck zierte das dunkle Haar, das in antiker Form dem schmalen Kopf anlag. Mit schimmerndem Seidensatin bekleidet war der winzige Fuß, der unter dem Rocksäum hervorkam. Die Brüste waren kaum bedeckt. Im bewegten Licht schienen sie lebendig zu atmen unter dem hauchdünnen Gespinst. Lebensvoll war die schöne Frau, schemenhaft, zart und verwehend die Landschaft im Hintergrund.

»Henriette von Holten«, sagte Clemens, »die Schwiegertochter der Denise. Sie gab sechs Söhnen das Leben. Prud'hon malte das Bild.«

Der Saal mit seiner Kälte, in die sich ein leichter Moderduft mischte, blieb zurück. In einer Ecke der Halle wartete schon seit ihrer Ankunft ein gedeckter Tisch. Clemens ging kopfschüttelnd darauf zu. Er nahm Anlauf, die Gedecke zu verändern, zog jedoch auf halbem Weg die Hand zurück, als habe er sich verbrannt.

»Zwecklos, Susann! Frau Wehmann kocht ausgezeichnet, hat aber nun einmal eine verwirrende Passion für Tischdekorationen.«

Das Besteck war mit Tannenzweigen und roter Seidenschnur verziert, die Servietten hielten leuchtende Glaskugeln in komplizierter Fältelung, und die Obstschale war durch eine Unzahl von Obstmessern zu einem starrenden Igel geworden.

»Man hat das Gefühl, daß sie dich für das Christkind hält oder annimmt, wir wollten uns zum Dessert eine Messerstecherei liefern, damit von vornherein entschieden wird, wer der Herr im Hause ist.«

Er hatte den Klingelzug gezogen, und Susanne lachte noch über seine letzte Bemerkung, als Frau Wehmann schon hereintrat.

Sie sah aus wie eine kleine graue Maus, betrachtete Susanne mit

inniger Neugier und knickste artig, als ihr Susanne die Hand gab. Clemens erzählte später, daß ihr die Küche unterstanden hätte, bevor sie einen Tischler aus dem Dorf heiratete, der aber inzwischen gestorben war. Jetzt war sie die erste gewesen, die nach seiner Rückkehr wieder hier eingezogen war.

Mit einem Regiment Dorffrauen hatte sie eine gute Woche geputzt, gewaschen und poliert. Sie selbst sei, nach den Behauptungen von Clemens, überhaupt nicht mehr zu sehen gewesen in den Wolken grauen Staubes, da Grau nun einmal ihr Grundton war. Wo sie stand, hätte man nur an zwei glühenden Augen sehen können, denn sie war in eine Art Ekstase geraten vor Freude, daß wieder Leben ins Haus kommen sollte. Sie würde sich nun für die erste Zeit mit Felix in die notwendigsten Pflichten teilen.

»Wer ist Felix, Clemens?«

»Einer der Treuesten, Susann, ein alter Diener meines Vaters und der Neffe Peters des Großen. Peter der Große war ein Despot, wie der Name schon sagt. Er entstammte einer alten Dienerdynastie, bis in die Knochen der aristokratische Bedienstete, der sich mit eiserner Miene in die nächste erreichbare Aufschnittgabel zu Tode gestürzt hätte, wenn ihm jemand von Rang einen Fauxpas gegen die guten Manieren nachgewiesen hätte. Felix ist menschlicher, erträglicher. Frau Wehmann machte bereits am ersten Abend den Vorschlag, ihm zu schreiben, und er hat inzwischen zugesagt, daß er kommt.«

Er reichte ihr den Teller mit den Pasteten. Er lachte dabei. »Es ist gut für uns, daß Peter der Große – er hieß übrigens Robert und starb eines natürlichen Todes – bereits das Zeitliche gesegnet hat. Ich schätze, er hätte nie verwinden können, daß wir beide, du und ich, Susann, ein gemeinsames Schlafzimmer haben werden wie sterbliche Bürgerleute.«

»Wer sagt dir eigentlich, daß ich das verwinden werde, du vorwitziger Dachs?«

»Mein Instinkt, mein männlich-untrüglicher Instinkt, Susann!«

»Männlicher Instinkt ist eine Utopie!«

»Susann, wann heiraten wir, in acht oder in vierzehn Tagen?«

»Clemens, du bist gar zu großzügig! Eine Hochzeit kann man

nicht einfach vom Zaun brechen, du scheinst keine Ahnung davon zu haben, was es da alles zu überlegen gibt, vorzubereiten, zu ordnen!«

»Aber du als mehrfache Witwe weißt das natürlich sehr genau, und ich habe mich zu fügen, nicht wahr? Ich will dir etwas sagen, Susann, wir können schließlich beide nur schnelle praktische Erfahrungen sammeln, wenn wir so bald wie möglich heiraten. Ich verspreche dir, später alles schriftlich festzulegen, was falsch war an der Gäste-, Fest- und sonstigen Ordnung. Aber mehr als zwei Wochen kann ich für die Vorbereitungen nicht bewilligen.«

Susanne wollte erwidern, aber Frau Wehmann brachte den zweiten Gang, und mit ihr schlüpfte Timbo in die Halle, der in der warmen Küche den Schlaf des Gerechten geschlafen hatte. Es gab eine stürmische Begrüßung mit Susanne.

Clemens goß Wein in die Gläser. Er waltete seines Amtes mit der Sorgfalt, die man einer Königskrönung angedeihen läßt. Die Blume des Weines entfaltete sich stark und köstlich. Susanne atmete tief und voller Genuß.

»St. Emilion, Susann, ein Burgunder. Wir nennen ihn den Napoleonswein. Im Keller liegen nur noch wenige Flaschen davon. Der Kaiser mit seinem Stab hatte 1813 hier für einige Tage Quartier genommen, und man war gezwungen, dem Bestgehaßten die besten Weine vorzusetzen. St. Emilion hieß im Hause seitdem der Napoleonswein, und Generationen bemühten sich erfolgreich, ihn nie ausgehen zu lassen. Er wächst auf einem Weingut in der Bourgogne, dessen Besitzer seit mehr als einem Jahrhundert mit den Männern unserer Familie aufwachsen und ins Grab sinken. Einverstanden, Susann, daß wir die süffige Tradition fortsetzen, du und ich?«

Sie nickte lächelnd. Die Gläser klangen zart und hell aneinander. St. Emilion schien auf seine alten Tage ein arger Zauberer geworden zu sein, denn Susanne spürte seine Wirkung bereits nach dem ersten sachten Schluck.

Clemens war plötzlich bei ihr. Er saß in der Kniebeuge federnd vor ihr, die Arme über den Knien verschränkt. »Ich muß deine Augen sehen, Susann, ganz nahe, damit ich weiß, ob es dir Ernst

ist mit der Wichtigkeit endloser Vorbereitungen. Du kannst, Gott sei Dank, so verdammt schlecht lügen!«

Über seinem Haar spielte das Licht der Kerzen, vor den leuchtenden, tiefen Farben eines Gobelins standen klar die Umrisse seines Kopfes. An seiner Hand sah Susanne den Siegelring mit dem Wappen der Holtens. Während der Jahre im Wald hatte er ihn nie getragen. War er nun das Sinnbild eines Geistes, der Generationen eines nun vollendeten Kreises beseelt hatte, oder war er das Symbol des immer neuen Anfangs?

Vom flackernden Feuer drüben schienen die Augen der Französin ihr unablässig zu folgen, warnend, mit einem Schimmer von Sympathie und trotz der Weite der Halle, die sie trennte, sehr nahe und eindringlich klar, als hätte sich aller Toten Verachtung von Zeit und Dimensionen für immer in dem Bilde eingenistet. Blicke einer Liebenden und einer längst zu Staub Verwehten, die haßte und tötete – zwei Klingen, die sich kreuzten, von ebenbürtig starken Mächten geführt, die sich maßen ohne Sinn, denn beide hatten sich schon unbeirrbar entschieden.

»Und was siehst du nun, Clemens?«

»Ich sehe, daß du einverstanden bist, Susann, vollkommen im Einklang mit einem ungeduldigen Mann, der schon so verdammt viel kostbare Zeit vergeudet hat.«

Er nahm ihre Hände und legte einen Augenblick das Gesicht hinein. Sie spürte die zarte Liebkosung seiner Lippen. Dann erhob er sich, doch zögerte er noch, zu seinem Platz am anderen Ende des Tisches zurückzugehen. Er stützte die Hände auf die Lehne ihres Sessels und beugte sich zu ihr hin.

»Susann, ich weiß, daß ich ungeduldig und anspruchsvoll bin, aber ich will einfach nicht mehr warten. Ich möchte nicht mehr eine einzige Stunde ohne dich sein: ich möchte dich hier wissen unter meinem Dach, nicht durch lange Wege getrennt von mir.«

Sie schüttelte den Kopf mit einer leichten Bewegung. »Du sollst auch gar nicht mehr warten. Die Woche hat gerade begonnen; ich denke, es wird nicht zu früh sein, wenn wir die Hochzeit für das Ende der nächsten Woche festlegen.«

Er wandte ihr sein Gesicht erst wieder zu, als er neben seinem Sessel stand. Es war strahlend und belebt von Dutzenden über-

mütigen Teufelchen. Er hob sein Glas zu ihr hin und sagte mit einer Verbeugung, die um einige Grade zu tief war:

«Dank, Madame, für Ihre allzu große Güte! Seien Sie sicher, was in meiner Macht steht, wird geschehen, damit Sie Ihren Entschluß in keiner Sekunde Ihres künftigen Lebens bereuen.»

Sie betrachtete ihn lächelnd, schweigend und mit so viel liebevoller Skepsis, daß er gleich darauf mit klingender Empörung behauptete, er käme sich vor, als sei er Epikur aus Athen, der – Madame verzeihe ihm als einem armen verwirrten Verliebten den Anachronismus! – einem Papst soeben seine Lehren dargelegt hätte!

Sie blieb ungerührt, bis er wieder bei ihr war und schließlich ihre noch etwas atemlose, herzklopfende, aber ungeteilte Zustimmung erzwang, daß es mitunter, in gewissen Augenblicken, so wie jetzt vielleicht wirklich sehr ungerecht war, den erdenfrohen Epikur und seine Schüler gänzlich in Grund und Boden zu verdammen.

Nach dem Abendessen sprachen sie von den letzten Monaten. Clemens berichtete von seiner Ankunft in Grandjour. Er war sehr zeitig von der Jagdhütte aufgebrochen, die mauzende Seejungfrau in einem Säckchen am Sattel; Timbo lief neben dem Pferde her.

Noch bei Dunkelheit hatte er das Gut erreicht. Vom Hofe her kamen die ersten morgendlichen Geräusche, die Laute der erwachenden Tiere, das Schlagen einer Stalltür, das Klappern von Milchgeschirr, von Kindheit an vertraute Klänge. Er hatte seinen Entschluß so plötzlich gefaßt, daß er auch den Verwalter nicht mehr benachrichtigen konnte.

«Ich glaube, Susann, er hielt mich einen Augenblick für meinen eigenen Geist, als ich plötzlich an der Tür der Futterkammer stand. Er fuhr sich ein paarmal über die Augen, als könne er ihnen nicht mehr trauen. Den Leuten schien es ähnlich zu gehen. Neben dem alten Stamm der Leute sind eine ganze Reihe neuer eingestellt worden, die ich noch nie gesehen hatte.»

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er etwas wegwischen.

«Wahrhaftig eine gespenstische Lethargie, diese letzten Jahre,

Susann! Bei dem Anblick der fremden Gesichter wurde es mir klarer als je zuvor.«

Nach der Berichterstattung des Verwalters ging er zum Herrenhaus hinüber. Schon seit Beginn des Krieges hatte Clemens den Rest des Haushaltes aufgelöst. Grandjour war in einen völlig ungestörten Schlaf versunken. Clemens hielt seinen Einzug in eiskalte Räume mit nackten Böden, auf denen seine Schritte hallten. Die Möbel waren vermummt und wirkten wenig einladend. Er konnte nichts verändern oder auch nur anrühren, wenn er nicht in Wolken von Staub eingehüllt werden wollte.

»Ich war einen Augenblick wie verloren, Susann. Staub scheint eine Macht zu sein, gegen die ein Mann nicht die geeigneten Waffen mitbekommen hat. Besonders elegisch machte es mich, daß es mir nicht mehr gelingen wollte, dich in meinen Vorstellungen an den Eßtisch zu setzen, hier an den Kamin, an einen Sesselplatz. Dann schlug Timbo an; im Treppenhaus stand die gute alte Wehmann. Und sie wußte recht gut, was man mit Staub alles anfangen kann.«

Ganz plötzlich begann Susanne die Wirkung des schweren Weines stärker zu spüren. Sie gähnte leicht und lehnte den Kopf an seinen Arm.

»Wenn es stimmt, daß auch Napoleon von diesem Wein trank, verstehe ich jetzt, daß er schließlich alle Schlachten verlor.«

Er sah verständnisvoll lächelnd zu ihr hinunter. Sie konnte gerade noch denken, daß alle Tage ihres Lebens so prall gefüllt sein möchten mit glückhaften Überraschungen; dann spürte er, wie ihr Kopf schwerer wurde. Gleich darauf war sie eingeschlafen.

Er nahm sie behutsam auf die Arme und trug sie an den Puttenlaternen vorbei die Treppe hinauf in sein altes Jungenzimmer. Unter gekreuzten Türkensäbeln, Pferdebildern, Jagdflinten und einem flügelbreitenden Habichtsbalg, einer seiner ersten stolzen Jagdtrophäen, lag sie auf dem schmalen Bett wie eine fremdartige, verlockende Kostbarkeit, die ein Zufall hierher verschlagen hatte.

Da er einsah, daß er die beste Erquickung des ersten Schlafes ganz zerstören würde, wenn er sie weckte, begann er sie zu ent-

kleiden. Sie ließ alles mit sich geschehen, ohne mehr als ein schlaftrunkenes Murmeln dafür zu haben. In einem der Wand-schränke fand er ein Nachthemd aus der Zeit, da er nicht viel größer war als jetzt Susann; der Himmel mochte wissen, wer es dort so sorgfältig aufgehoben hatte! Es roch frisch und ganz leicht nach Kamille.

Er murmelte vor sich hin, daß der Fetzen es einzig und allein diesem frischen Geruch zu verdanken hätte, eine ganze Nacht den bezauberndsten Körper wärmen zu dürfen, den es je gegeben hatte und je geben würde. Dann deckte er sie sorgfältig zu und küßte die Lider der geschlossenen Augen. In einem Gastzimmer begab er sich dann kurz darauf selbst zur Ruhe.

Am nächsten Morgen brachte Clemens Susanne zur Stadt zurück. Die wenigen Tage vor der Hochzeit waren für beide von morgens bis abends mit Arbeit angefüllt. Doch verging kein Tag, an dem Clemens nicht wenigstens für kurze Zeit zwischen Susannes offenen Schränken und halbgepackten Koffern saß.

Er fand es sehr behaglich, auf einem ihrer weichen Wollkleider zu sitzen und, von dort mit Empörung vertrieben, sich auf einem Stoß zarter Seidenwäsche niederzulassen, ihr zuzuhören, wenn sie irgendeine Melodie summt, und mit ihren Pantoffeln und Bürsten akrobatische Kunststücke zu vollführen. Er war dem Fluidum verfallen, das noch am Unscheinbarsten ihrer Besitztümer zu hängen schien, und wehrte sich mit Neckerei und Selbstironie gegen die Ungeduld seiner Wünsche, die sogar durch das, was sie umgab, in einen glücklichen Aufruhr geraten konnten.

Die erste Begegnung zwischen Clemens und Alwine bedeutete gleichzeitig den Beginn einer unbeirrbaren Sympathie. Aber um den Gemütszustand von Jalusch machte sich Susanne Sorgen, und eines Tages sprach sie mit Clemens darüber. Sie war mit dem Ordnen von Tafelsilber und Porzellan beschäftigt, und er saß pfeiferauchend bei ihr.

Es hatte getaut. Ganz plötzlich war der Wetterumschlag gekommen. Susanne sah vom Fenster aus, wie Jalusch aus dem Gärtnerhaus kam und langsam die feuchten Wege entlangging. Er blieb

stehen und berührte mit der Fußspitze einen der schmutzigen grauen Schneehaufen, die an den Wegrändern lagen, von der warmen Luft zerfressen.

So kannte ihn Susanne nicht. Er war immer tätig, in seiner schweren, langsamen, aber unaufhaltsamen Art, und dieses gedankenvolle Herumwandern, das sie in der letzten Zeit öfters bei ihm beobachtet hatte, erschreckte sie.

Als sie Clemens davon erzählt hatte, erhob er sich und trat ans Fenster. »Wie lange hat er bei euch gearbeitet?«

»Mehr als dreißig Jahre. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich möchte ihn mitnehmen, aber ich wage es nicht, er ist so völlig mit dem Boden hier verwachsen. – Es heißt, daß man alte Bäume nicht verpflanzen kann, ohne sie zum Absterben zu bringen.«

»Ich werde mit ihm sprechen, Susann.«

»Aber du kennst ihn kaum und er dich ebensowenig.«

»Bevor ich verwundet wurde, war es schließlich eine meiner vornehmsten Aufgaben, für das Wohl und Wehe einer ganzen Menge Menschen zu sorgen, wenn auch heute mehr vom Wehe als vom Wohl unseres Metiers gesprochen wird. Überlasse mir den alten Mann, Susann, ich werde sehen, ob wir ihn nach Grandjour verpflanzen können, ohne daß er Schaden nimmt. Wir werden so oder so eine Lösung finden, sei ohne Sorge!«

Wenig später sah sie ihn bei Jalusch stehen. Sie hatte ihre Bestecke und Porzellane vergessen und beobachtete die beiden, von der Gardine verborgen. Jalusch hatte die Mütze gezogen, als er Clemens auf sich zukommen sah, und drehte sie noch eine ganze Weile in seinen Händen, ein Zeichen der Verlegenheit bei ihm, das Susanne kannte. Dann kam die Mütze endlich zur Ruhe. Susanne beobachtete, daß Jalusch ausführlich etwas beschrieb, was bei ihm ein sehr seltenes Ereignis bedeutete. Schließlich setzten sich beide Männer in Bewegung und entschwanden Susannes Blicken in der »Schlucht«.

Clemens blieb sehr lange im Garten, und als er dann endlich zurückkam, hörte sie ihn die Treppe in großen Sätzen nehmen.

»Es ist alles in Ordnung, wir können ihn unbesorgt nach Grandjour verpflanzen, diesen prachtvollen alten Baum. Ich glaube,

wir werden ihn gut gebrauchen können. In der Gärtnerei sieht es wenig rosig aus, und er scheint den Griff für Pflanzen und Erde zu haben, den man nicht erlernen kann. Aber es ist Zeit für mich, ich habe noch auf dem Rentamt mit Forstangelegenheiten zu tun. Bis morgen, mein Liebstes!«

Sie erwiderte seine Küsse so heiß und verwirrend innig, daß er sie eine kleine Spanne von sich weg hielt und ihr fragend, mit einer Winzigkeit glücklichen Erstaunens in die Augen sah. Einen Augenblick glaubte er Sehnsucht und völlige Hingabe in ihrem Gesicht zu lesen, aber sie lachte schon wieder: »Das Dankeschön für die Seelenrettung von Jalusch. Geh jetzt: bis morgen!«

Er ließ sie noch weniger gern als sonst aus seinen Armen. Schon an der Tür, kehrte er um und küßte sie noch einmal. Aber sie stemmte jetzt lachend ihre Hände, zu Fäusten geballt, gegen seine Brust und biß ihn zart, aber durchaus spürbar in die Unterlippe. Er schüttelte den Kopf, doch ging er jetzt wirklich.

Als sie das Motorengeräusch des abfahrenden Wagens hörte, setzte sie sich in einen Sessel und legte die Hände in den Schoß, inmitten von Bergen durcheinanderliegender Bestecke und Stößen von Tellern. Sie überließ sich ganz dem Glücksgefühl, das so plötzlich zur fast übermächtigen Sehnsucht nach ihm geworden war, als sie entdeckte, wie weit er sich schon von der fruchtlosen Egozentrik der letzten Jahre entfernt hatte.

Während der Tage vor ihrer Hochzeit kam Susanne nur noch einmal nach Grandjour, um Tante Melanie, Baronin von Rettwitz, kennenzulernen, die bei der Hochzeit die Pflichten der Brauteltern übernehmen wollte. Sie war die jüngste Schwester der drei Holtenbrüder, deren ältester der Vater von Clemens gewesen war. Der Vater der vier Geschwister, General der Kavallerie, war stets nur ein Gast auf Grandjour gewesen; erst nach seinem Tode war er für immer dort eingezogen. Lange nach seiner Frau, fast neunzigjährig, war er in dem kleinen Palais der Holtens in Breslau gestorben, wo er seine letzten Lebensjahre verbracht hatte. Doch die Erbfolge des Besitzes traf wieder seinen ältesten Sohn.

Am Spätnachmittag fuhr die Baronin nach Schloß Friedrichshöh zurück, das wie andere Besitzungen trotz ansehnlicher Entfernung als nah benachbart galt. Clemens und Susanne gingen durch den Park zu der Kapelle, in der sie getraut werden sollten.

Die Kapelle war neben dem Wehrturm, vor dem sich früher ein breiter Wassergraben hingezogen hatte, der einzige noch bestehende Teil der Anlagen, wie sie vor dem Brand gewesen waren: ein burgartig befestigtes Haus, mächtige Mauern und mehrere Wehrtürme hatten dazugehört. Bei den Erklärungen von Clemens erstand das alte Bild vor Susannes Auge.

Die Kapelle, die auf dem höchsten Plateau des Parkgeländes stand, wurde bis auf den hochragenden Turm von alten Bäumen verdeckt. Voller Eigenart war ein kleiner Rundbau, der sich der hochstrebenden Kapelle anzuschmiegen schien. Ein Türmchen mit Bogenfenstern ragte über den gedrungenen Unterbau hinaus, ein Laternentürmchen, durch dessen weite Bögen am Abend der Laternenschein weit ins Land geleuchtet hatte. Diese romanische Rundkapelle war sehr alt, nach der Chronik im 13. Jahrhundert entstanden. Die Gutsherren, die vor den Holtens hier Grund und Boden besessen hatten, entstammten einem böhmischen Adelsgeschlecht, und sie hatten aus ihrer Heimat die runde Bauform mitgebracht.

Heute enthielt die Kapelle nichts als den Taufstein. Er war schmucklos, eine tiefe Mulde in den Stein geschlagen, so alt wie die Kapelle selbst. Zwei hohe Kerzenständer in schwerer Bronze standen daneben, und ein Elfenbeinkruzifix, lebendig und bewegt im Ausdruck von Schmerz und Ergebung, hing verloren und doch beherrschend in der Bucht der runden Wände zwischen den Fenstern mit ihrem mächtigen Mauerwerk.

Nicht weit von der Kapelle, dem Rundbau ganz nahe, lag die Familiengruft, wo alle Holtens und ihre Frauen ruhten außer denen, die in den Kriegen der Jahrhunderte irgendwo in fernen Ländern gefallen waren. Es waren nur wenige Schritte von der alten Kapelle mit dem Taufstein zur Gruft der Toten, im Sommer ein paar Schritte über weichen grünen Rasen, von Ligusterhecken und Oleander eingeschlossen, vom Lichtschatten alter

Bäume überspielt, erfüllt vom Gesang der Vögel und der sanften
Glut, die der sonnenwarme Stein der alten Mauern zurückwarf
- wenige Schritte, die hier Anfang und Ende umschlossen.

Die Hochzeit wurde im engsten Familienkreis gefeiert.

Die meisten ihrer neuen Verwandten lernte Susanne erst am
Morgen ihres Hochzeitstages kennen. Nur der baltische Baron,
der Bruder ihrer Schwiegermutter, machte ihr mit seiner Familie
am Tage zuvor seinen Besuch.

Das Wetter war mild, und der erste Frühling war zu spüren.
Man hatte die Wege vom Herrenhaus zur Kapelle mit frischem
Kies bestreut, und er hatte die letzte Feuchtigkeit verdrängt.
Gegen Mittag brach die Sonne durch, wenn auch nur für kurze
Zeit. Die Kapelle war überreich geschmückt, und Bach-Musik
erfüllte den kleinen Raum.

Susanne trug einen Schleier aus Brüsseler Spitzen und das Silber-
brokatkleid ihrer Mutter, das, zeitlos in Stil und Form, ihre
Schönheit hob, wie sie es gewünscht hatte. Zudem gab ihr das
Gefühl von Glück eine Sicherheit, die beneidet und bewundert
wurde und der Anlaß zu Prophezeiungen war, daß sie den Platz,
den sie nun einnahm und der schon seit vielen Jahren im Blick-
punkt weiter Kreise gestanden hatte, aufs beste ausfüllen würde.

Nach dem Hochzeitsdiner ging das Brautpaar in die Leutestuben
hinüber. Schon von fern hörten sie Lärm und Musik. Wärme
schlug ihnen entgegen. Clemens hatte für die Leute ein Schwein
schlachten lassen, und der fette Geruch der Speisen hing noch
im Raum. Teller mit Streusel- und Mohnkuchen standen auf den
Tischen neben mächtigen Kaffeetassen ohne Untersatz, neben
Bierhumpen und großen Schnapsgläsern mit glasklarem Korn.
Es hatte Meerrettichtunke gegeben, Krentunke, wie sie hier hieß,
die bei keiner schlesischen Hochzeit fehlen durfte.

Der große Raum war festlich geschmückt mit Tannenzweigen
und Girlanden aus buntem Glanzpapier, die bei dem kräftigen
Stampfen der Tanzenden hin und her schwangen.

Als man das Brautpaar sah, hörte sofort der Tanz auf, und die
Kapelle spielte einen Tusch. Clemens stellte Susanne die einzel-

nen Leute vor, Männlein und Weiblein, und sie fand immer wieder ein paar liebenswürdige Worte. Sie war fest entschlossen, diese Menschen zu gewinnen, weil sie es um Clemens' willen für richtig hielt, und sie glaubte, daß das der einzige Grund sei, der es ihr leicht machte, freundlich und natürlich zu sein.

Sie hatten einen großen, hellen Raum mit Ostfenstern zu ihrem Schlafzimmer gewählt. Ein Badezimmer lag daneben und das Kabinett für Kleider- und Wäscheschränke. Dann gab es einen kleinen Raum, durch helle Flügeltüren mit dem Schlafzimmer verbunden, behaglich und luxuriös eingerichtet. Er hatte schon der Mutter von Clemens als Ankleidezimmer gedient und würde nun auch für Susanne diesen Zweck erfüllen.

Susanne stand verloren in der Mitte des Zimmers. Das Gefühl des glücklichen Schwebens hatte sie plötzlich verlassen. Im Musikzimmer unten spielte jemand Chopin auf dem Flügel, ein Notturmo in meisterhafter Wiedergabe. Es würde wohl einer der baltischen Vettern sein. Gedämpft drangen die Töne bis ins Schlafzimmer, wurden fast unhörbar, um von neuem anzuschwellen.

Susanne erinnerte sich plötzlich, daß sie schon einmal im Leben Chopinmusik in solcher Vollendung gehört hatte. Es war vor Jahren in Warschau gewesen, wohin Alexander sie mitgenommen hatte.

Sie sah deutlich den Konzertsaal vor sich mit seinen unschönen Chinoiserien auf der Wandbespannung, mit den abgewetzten violetten Samtpolstern neben dem überladenen, unsauberem Prunk der Leuchter und Portieren. Sie war damals noch sehr jung gewesen, fast noch ein Kind, aber sie verlangte plötzlich heiß und brennend, noch einmal, in dieser Stunde, die Verzauberung empfinden zu können, das Glück, die aufwühlende Erregung, die sie dort schon nach wenigen Minuten den Konzertsaal in seiner trostlosen Häßlichkeit vergessen ließen. Doch sie konnte es nicht.

Mit plötzlicher, wilder Gewalt kam der Wunsch über sie, daß zwischen ihr und Clemens die Unberührtheit stünde, die der Augenblick genommen hatte, als er sie aufhob und zu seinem Lager in der Hütte trug. Sie hatte Angst, eine Angst, die wie

physische Kälte war, daß sie nie mehr so gläubig sein könnte wie vor dem Morgen dieser Nacht. Nie während der letzten Tage hatte sie diese Angst verlassen, sie schien eine Macht, gegen die sie hilflos war. In diesem Augenblick wünschte sie, irgendwo, nur nicht hier zu sein.

Sie streckte sich selbst die Zunge heraus, was sie gern tat, wenn sie innerlich mit etwas noch nicht fertig war.

So fand sie Clemens. Die Zunge, zwar rosig, aber immerhin lang herausgestreckt, schien ihm ein seltsamer Kontrast zu Silberbrokat und dem wartenden Raum mit den seidenen Bettdecken.

Er blieb wie angewurzelt an der Tür stehen.

»Hast du Halsschmerzen, Susann?«

»Du bist ein Hellseher«, kam es in kühlem Ton vom Spiegel her, »ja, ich habe Halsschmerzen. Sie sind zwar nicht sehr heftig, aber es ist äußerst wichtig, sofort etwas dagegen zu tun, damit sie sich nicht auswachsen. Man soll solche Sachen nie unterschätzen!«

Sie beschaute sich ihre Mundhöhle mit sachlichem Interesse.

Susanne schloß jetzt den Mund und sagte: »Alwine wird wissen, was zu tun ist. Warte, bitte, ich will mir zunächst einmal einen Schal holen. Das beste soll ein getragener Wollsocken sein!«

Sie verschwand im Ankleidezimmer.

Clemens ließ sich auf das Ruhebett neben dem Kamin sinken. Kaminfeuer, Chopin, dicker Schal, Alwine und Wollsocken, und das alles in sachlich kühlem Ton, grollte er. Wenn gegen den Fluch der Lächerlichkeit vor sich selbst ein Kraut gewachsen wäre, ich würde es jetzt mit Strunk und Stiel verzehren! Ein Glück, daß ich ihr wenigstens nicht verraten habe, wie ich alter Esel mir diese ersten Minuten unseres Alleinseins heute ausgemalt habe, nachdem den ganzen Tag über diese Herde Menschen um uns war!

Er sah auf. Susanne stand vor der Tür des Ankleidezimmers. Sie trug wirklich einen Schal, ein seidiges Gebilde, lose um den Hals geschlungen, noch wehend von ihrer letzten Bewegung, mit der sie die Tür hinter sich zugezogen hatte. Der Schal war hauchdünn, und er war das einzige, was sie trug. Sie stand da

mit der Grazie einer wilden Göttin, und in ihren Augen war zärtlicher Spott, Verlockung, zitternde Erregung, Angst und eine heiße Sehnsucht.

Als er in der Nacht erwachte und das Bewußtwerden ihres nahen, warmen Körpers ihm sofort das wunschlose Glück zurückgab, das eine noch sehr nahe und sehr vollkommene Erlösung bedeutet, fiel ihm die kleine Episode vor dem Spiegel ein. Sie hatte auch dann noch gespielt mit seinem heiß aufgeflammt Verlangen, hatte sich ihm immer wieder entzogen in einer zauberhaften Art, die die Verlockung nur noch größer gemacht hatte.

Dann plötzlich hatte sie sich aufgerichtet, nackt und köstlich, wie sie war. Ihre Augen hatten geschimmert, als seien sie bedrängt von ungeweinten Tränen.

»Clemens, wie dumm ich war! Ich ahnte nicht, daß du so sein kannst, nein, daß du so bist! Frag nichts, Clemens, nein, frag nichts! Komm zu mir, ich liebe dich doch so sehr.«

Sie hatte die Arme um ihn geschlagen und hatte ihm nicht Zeit und Raum gelassen, nach dem Sinn ihrer Worte zu fragen.

Als mache ihre Nähe ihn hellichtig, glaubte er diesen seltsamen Auftakt ihrer Nacht plötzlich zu verstehen. Eine heiße Welle von Zärtlichkeit überkam ihn, aber auch das heftige Bedauern lebte wieder auf, ihr so lange sinnlos Schmerzen bereitet zu haben.

Als müsse er sie jetzt noch schützen vor einer grausamen Gefahr, die längst vorüber war, schlang er auch den anderen Arm um sie und zog sie hart und innig an sich. Er vergaß, daß er sich vorgenommen hatte, ihren Schlaf nicht zu stören.

Sie erwachte nur langsam; er spürte, daß sie noch halb vom Schlaf umfangen war, als sie sagte: »Du bist wirklich da, Clemens? Ich wollte gar nicht aufwachen; ich dachte einen Augenblick, es wäre wieder nur meine Sehnsucht, die mich narrete, ein Traum, wie so oft schon!«

Am dritten Morgen nach dem Hochzeitstag ritten sie zum erstenmal zusammen über den ausgedehnten Landbesitz. Kimm und Espérance schnaubten wohligh, den kräftigen Dunst des nahenden Frühlings in der Nase.

Feucht war der Boden noch und stark sein Duft. Wenn das Wetter so blieb, würde in Kürze die Bestellung beginnen. Der Frühling schien in diesem Jahre ungewöhnlich zeitig zu kommen. Susanne war froh darüber.

Clemens sprach mit leicht gerunzelten Brauen davon, daß ein übermäßig zeitiges Frühjahr diese und jene Nachteile haben könnte.

»Ich verstehe noch nicht genug von diesen Dingen, Clemens. Am besten wird es sein, wenn du dir angewöhnst, bei gemeinsamen Ausritten laut zu denken. Allmählich werde ich aus diesen und jenen Brocken lernen.«

Er lachte: »Es ist viel ärgerlicher Kleinkram dazwischen, oft so viel, daß einem der Hut hochgehen kann!«

»Freust du dich trotzdem auf das, was neben dem ärgerlichen Kleinkram noch bleiben wird?«

»Ich glaube beinahe, es ist so, Susann!«

»Und wenn uns die erste Ernte und noch einiges andere Wichtige verhageln würde?«

Er parierte Kimm und war schon bei ihr. Espérance folgte willig seiner Hand, die sie dicht neben den Hengst zog. »Ich glaube fast, du hast noch immer Angst um meinen Gemütszustand. Aber ich sage dir, Susann, ich würde aufs schauerlichste fluchen und im nächsten Frühjahr trotzdem von neuem anbauen. Zufrieden?«

Sie nickte wie ein folgsames Kind, mit Augen voll strahlender Innigkeit. Er küßte sie. Ihre Hand, die auf Kimms Mähnenkamm lag, bebte.

Sie ritten weiter. Noch waren sie erfüllt von der wunderbaren Wärme der morgendlichen Umarmung, und die Pferde gingen unter ihnen wie getragen von einem sanften Feuer und der glücklichen Kraft, die ihnen von ihren Reitern zuströmte.

Sie kamen an mehreren Vorwerken vorüber, sie sahen Sandgruben, eine halbverfallene Windmühle. Ein weites Heidegebiet

schloß sich an mit Weideplätzen für die großen Schafherden des Gutes. Mehrere Überdachungen schmiegt sich an eine leichte Erhebung, wo die Schafe bei Unwetter Schutz fanden.

Sie begegneten einer Herde. Über ein großes Plateau verteilt, zog sie friedvoll dahin, von den Hunden nur spielerisch getrieben.

Im Pferch warteten zwei Mutterschafe ruhig und gefaßt ihrer schweren Stunde entgegen.

Vor Wochen schon waren die ersten Lämmer gesetzt worden, aber nicht alle hatten die lange Feuchtigkeitsperiode überstanden. Zwischen den Schafen, deren krause dicke Wolle man in wenigen Wochen scheren würde, sprangen die jungen Tiere herum; einige waren schwarzweiß gefleckt, doch die meisten hatten weiche, elefantengraue Fellchen.

Sie trieben immer wieder das gleiche Spiel, legten sich zur Ruhe ins Gras, nickten ein Weilchen ein, sprangen plötzlich auf, riefen in kläglichen hohen Tönen nach der Mutter. Dann entdeckten sie irgendein Mutterschaf, das ihnen vertraut erschien, stießen das kleine Maul in seinen Bauch, um zu trinken, wurden sanft, aber bestimmt von einer wolligen Stirn beiseite gestoßen und fanden wie durch ein Wunder endlich doch immer wieder den ihnen angestammten Milchquell, mit tiefem zärtlichem Blöken empfangen. Nach ein paar Zügen von der warmen würzigen Milch ließen sie sich wieder im Gras nieder.

Die Sonne war jetzt Herr geworden über den milchigen Dunst und blitzte hell auf den trockenen Heidegewächsen, die um diese Jahreszeit einladender wirkten als die kahlen Felder und auch belebter waren von Tausenden winziger Geschöpfe, vorüberhuschenden Mäusen, großen Spinnen, von piepsenden Vögeln mit geplustertem Gefieder und hochbeinigen glänzenden Käfern.

Clemens ritt gegen eine niedrige Hecke an, die es hier in großer Menge gab. Kimm nahm sie mit spielerischer Freude und schnaubte nach dem Aufsetzen mit wildem Behagen. Er wandte den Kopf zurück, als wolle er der geliebten Gefährtin eines vergangenen köstlichen Sommers den Auftakt geben zum ersten Sprung in den neuen Frühling. Espérance schien ihn zu verstehen, denn sie drängte nach der Hecke hin, und Susanne gab ihr nach. Mit

Lust spürte sie den gestrafften Pferdekörper und das Schweben im Sprung.

Allmählich wechselte der Boden zu Grasland über. Die Landschaft wurde hügelig, und man konnte glauben, den Bergen ganz nahe zu sein; es war die typische Vorgebirgslandschaft mit Hügeln, die sanft anstiegen, bewachsen mit Mischwald und Strauchwerk.

Die Wege waren hier schlammig, ein schweres Geläuf für die Pferde. In den Mulden lag noch Schnee, grauweiß, an den Rändern schon angeschmolzen. Im Süden hinter dem Weideland für die Pferde begann der Wald, und im Osten dehnten sich die Felder, verloren sich in der weiten niederschlesischen Ebene. Durch ihre Mitte fließt die Oder, deren Ufer an manchen Stellen von Urwald bewachsen sind.

Jetzt bevölkerten Scharen von Nebelkrähen die Felder, trippelten hin und her, flogen plötzlich auf, um als krächzender, flügel-schlagender Schwarm in die Pappeln einzufallen.

Der Wind trieb sein Spiel ungebrochen über der Weite, riß an den Mähnen der Pferde, am Geäst der Bäume, die wie Inseln in einsamen Gruppen aufragten. Einige Feldulmen zerschnitten als einzige Kontur die lange gerade Linie des Horizonts. Die Pferde trabten willig und schwungvoll mit ihrer Lust an ebenen Weiten, die urhaft ist und doch jung wie am ersten Tag.

Als sie nach dem langen Ritt auf dem Rückweg zum Gutshaus waren, sagte Susanne:

«Die Ebene ist schon hier an ihrem Beginn von so ausgeprägter Eigenart, daß man vergessen könnte, eben noch in der lieblichen Vorgebirgslandschaft gewesen zu sein. Wind, Wasser, Berge, das Licht – ich glaube, Clemens, das alles gehört zu der schöpferischen Hand, die noch heute an uns formt. Diese Landschaft hier mit ihren Kontrasten mag nicht selten zwiespältige Menschen hervor-gebracht haben. Ich könnte mir sogar denken, daß aus diesem Grunde einige der Holtenschen Ehen nicht harmonisch waren.»

Er sah sie etwas verblüfft an. Manches fiel ihm ein bei ihren Worten. Er wußte von Männern seiner Familie, die wie alte Bäume in ihrer eigenen Erde zu wurzeln schienen und irgendwo in fernen Erdteilen gestorben waren, umhergetrieben von einem

übermächtigen Fernweh. Jahr um Jahr waren sie diese Ebene entlanggeritten, die ohne natürliche Grenzen in die unermesslichen östlichen Weiten überging, auf denen seit Jahrtausenden Menschen in Bewegung waren, ruhelos wanderten. Und die Versunkenheit, die Heimlichkeit und Verträumtheit der schlesischen Gebirge machte das Herz weich, offen, sehnsüchtig, vielleicht nicht stark genug gegen den machtvollen Ruf, den der ferne Horizont aller Ebenen bedeutet.

Lebte nicht auch in ihm selbst dieser Zwiespalt? Noch vor Tagen nichts wie ein scheues, verwundetes Waldtier, fühlte er heute Kraft und Mut und Glück genug, um einen verwirtschafteten Besitz wieder flott und blühend zu machen. Susann, die Geliebte seines Herzens und aller seiner Sinne, sie hatte allein durch ihr Dasein den Anstoß gegeben, aber in ihm selbst mußten ja alle Gegensätze schon dagewesen sein, sowohl die Scheu wie auch der harte Wille.

Und was die Holtenschen Ehen betraf? Sein Interesse an Ehegeschichten war wie bei allen Männern, die in Dingen der Liebe lange Zeit kräftig, natürlich und bis zu einem gewissen Grade gedankenlos gelebt haben, nur schwach ausgeprägt, aber selbst in ihm war die Ahnung von einem dunklen Verhängnis, das über den Ehen seiner Familie gelastet hatte.

Vielleicht wäre manches anders und besser gewesen, wenn die Frauen der Holtens das Jähe, Fremde im Wesen ihrer Männer begründet gesehen und verstehend geliebt hätten? Sicher wäre es nicht die absolute Wahrheit gewesen, die sie da entdeckt hätten, aber gerade auf einem solchen Gebiet die im Grunde doch stets verlorene Suche nach der absoluten Wahrheit zu betreiben, wäre verwegen gewesen!

Solche Dinge machte sich eine Frau wahrscheinlich nur dann untertan, wenn sie sie mit ihren Augen sah, wenn sie liebte und überdies klug war.

Er sah geradeswegs in die Morgensonne, kniff die Augen halb zu und sah glücklich und belustigt aus.

»Bedauerlich, Susann, daß du nicht viel früher da warst, um den Generationen vor mir dasselbe zu sagen. Irgend etwas Wahres mag an deinen Worten sein, und was man erst einmal begrün-

det sieht, verliert viel von der oft genug unheilbaren Macht des Unbewußten. Aber ich zumindest ernte nun die Früchte deiner überraschenden Weisheiten, ich und natürlich auch meine Söhne!«

»Ach, du und deine Söhne! Denkst du schon manchmal an sie? An der Zeit wäre es wirklich, ganze drei Tage nach der Hochzeit!«

»Immer, Susann!«

Dann klopfte er gedankenvoll an Kimms Hals herum. Er lachte jetzt nicht mehr, und die heilsame Verwirrung schien nun an ihm zu sein.

Schon nach kurzem traten so viele Dinge an Clemens heran, daß er Susanne oft allein lassen mußte. Eines Morgens war sie erwacht, ohne ihn neben sich zu finden, und hatte ein heißes Erschrecken niederkämpfen müssen, weil sofort das Erwachen in seiner Hütte vor ihr stand. Aber es war verflogen wie Spreu im Wind, und als Clemens eine Stunde später zurückkam, fand er sie schlafend in seinem Bett, das Gesicht tief eingewühlt und sein Kopfkissen mit beiden Armen umschlungen haltend.

Er brauchte nicht zu fragen, er wußte ohnedies, warum sie dort lag. Und es blieb ihm auch nicht Zeit und Raum für Fragen. Immer wieder waren es die feinsten Nuancen ihrer Haltung und ihrer Bewegungen, ein sekundenschnelles, vorüberhuschendes Vibrieren in ihrer Stimme, die allein schon genügten, um ein Verlangen in ihm zu wecken, von dessen Heftigkeit er sich in all den Jahren gedankenlos genommener Abenteuer nie eine Vorstellung gemacht hatte.

Es gibt wohl keinen Mann, der nicht einmal, wenn auch vielleicht nur für einen kurzen und später beschämenden Augenblick, die Geliebte mit Augen und Sinnen prüft, kühl, wägend und scharf wie die eines handelnden Kaftanjuden. Es mag ein Erbfehler sein, denn ihn scheint der gleiche Hauch von zeitloser Uwigkeit zu umschweben wie die innigste Umarmung. Und wer weiß heute noch, ob nicht bereits im Paradies ein derartiger Blick die vernichtende Strafe für die sündige Eva war?

Clemens hatte in einem solchen Augenblick erkannt, daß Susanne zu den wenigen Frauen gehörte, in deren Armen ein Mann ganz

einfach und auf die natürlichste Art und Weise vergißt, ein irdisches Wesen zu sein.

Doch das war nicht das Eigentliche. Er war sich unbeirrbar klar, in Stunden ruhiger Einkehr ebenso wie in denen der Verzauberung, daß das Leben mit ihr auch dann Glück bedeuten würde, wenn sie ihm aus irgendeinem Grunde diesen irdischen Himmel versagen müßte. Bei allen guten und bösen Geistern, er war nicht begierig auf diese Tugendprobe, aber er wußte einfach, daß etwas von ihm Besitz ergriffen hatte, dessen bestimmende Macht über sein Denken, sein Fühlen und seine Sinne erst mit seinem physischen Tode erlöschen würde.

Er beugte sich zu der Schlafenden hinunter und sagte nahe an ihrem Ohr: »Susann, kleiner Fetischist, ich bin wieder da. Willst du mir jetzt wieder die Rolle dieses Kissens da überlassen?«

Herumfliegende Fülle goldbrauner Locken, das Kuriosum eines reinen, duftenden Kinderatems aus dem halbgeöffneten Munde mit den üppigen warmen Lippen, die, wie die goldgetönte Haut, wie das Wunder dieser hohen köstlichen Brüste, wie jede Faser des geliebten Körpers selbstverständlich bereit sind, ihm immer neue und immer tiefere Seligkeiten zu geben.

In den ersten Wochen ihrer Ehe versuchte Susanne, sich mit dem großen Hause vertraut zu machen. Sie liebte diese Stunden und fürchtete sich auch auf eine unerklärliche Weise.

Zu Beginn eines solchen Entdeckungsganges war sie mit Alwine in die Kellerräume hinabgestiegen, mächtige, sehr tiefe Hallen, die noch zu dem alten Herrenhaus gehört hatten. Sie trugen beide Laternen in der Hand. Timbo, der mit den beiden Spaniels Hinz und Kunz Susanne auf Schritt und Tritt begleitete, sorgte für eine infernalische Untermalung durch sein dauerndes Lautgeben, wenn er alte Mäusespuren entdeckte, eine Kunst, die er seiner roten Freundin abgeschaut hatte. An den Gewölbedecken brach sich der Ton und kam verstärkt und unheimlich verzerrt zurück.

Der bescheidene Laternenschein glitt über riesige Weinfässer. Über den Batterien von Flaschen aller Jahrgänge lagen Staub

und Spinnweben in dicker Schicht. Neben den Weinkellern gab es Räume mit uralten, jetzt gänzlich unnützen Geräten aller Art.

Alwine seufzte hörbar, daß es wohl kaum möglich sein würde, hier jemals Ordnung zu schaffen.

Sie stiegen die langen, gewundenen Kellertreppen wieder hinauf. Langsam wurde es lichter.

Susanne dachte, daß sie froh und überrascht sei, wie gut sich Alwine bereits eingelebt hatte. Obwohl sie den größten Teil ihres Lebens in dem Teckschen Hause verbracht hatte, waltete sie nun hier bereits mit Würde, Sicherheit und Umsicht.

Die Treppen mündeten vor der Küche, die mit einem großen Vorraum, einer Spülküche, mehreren ausgedehnten Speisekammern und einem Eßraum für die Dienerschaft im nördlichen Flügel des Hauses lag.

Susanne hatte zwei junge Mädchen aus dem Dorf eingestellt, Schwestern, beide noch etwas verlegen und unsicher. Wenn sie angesprochen wurden, erröteten sie schnell bis unter die weizenblonden Haarkronen. Doch schienen die weiten Dimensionen des Hauses etwas Märchenhaftes für sie zu haben, denn sie taten ihre Arbeit noch immer mit leicht verklärten Mienen. Die alte Wehmann kochte. Sie kannte den Geschmack von Clemens bis ins letzte.

Auch war Felix inzwischen eingetroffen, ein gutmütiger, blitzsauberer Mensch und ein geschulter Diener, der Susanne vom ersten Tage an sichtliche Verehrung entgegenbrachte.

In der Gärtnerei war Jalousch eingezogen. Sie war großzügig angelegt, doch sehr verwahrlost. Susanne hatte sich vorgenommen, als erstes nach ihm zu sehen, wenn sie sich mit dem Haus auseinandergesetzt hatte. Denn es wurde ihr immer klarer, daß es eine Auseinandersetzung war.

Etwas Eigenartiges und nicht Faßbares ging aus von diesem Haus, und dieses starke Fluidum schien sich ganz auf sie zu konzentrieren, denn Clemens hatte alles hier längst wieder in Besitz genommen, als sei er nie fort gewesen, und die jungen Mädchen, Felix und die beiden alten Frauen schienen den ganzen Tag in einem Element zu sein, das ihnen behagte.

Mit wollüstigem Rekeln genossen die Katzen seidene Kissen und die Wärme der Kaminfeuer, und die Spaniels und Timbo balgten sich, von Hera gelangweilt ignoriert, auf den Teppichen wie Generationen von seidenhaarigen Settern, mächtigen Doggen, gutmütigen Hühnerhunden und eigensinnigen Teckeln vor ihnen.

Alle hatten sich bereits so eingewöhnt, als hätten sie von jeher darauf gewartet, hier leben zu dürfen. Susanne versuchte sich selbst davon zu überzeugen, daß sie einfach mehr Zeit brauchte, weil zu viel umwälzend Neues in ihr Leben getreten war, aber wenn sie dann durch das Haus ging, begleitete sie etwas, das gefeit schien gegen vernünftige Einsichten.

Denise de Troys mußte es meisterhaft verstanden haben, Helligkeit für das ganze Haus einzufangen. Vielleicht waren Licht, Glanz und die zauberhaften Farben französischer Mittelmeerlandschaften noch im Unbewußten in ihr gewesen.

Nach Südwesten gingen die vier großen Fenster und die Gartentür des Speisezimmers. Die Bilder der Preußenkönige beherrschten den Raum. Ein mächtiger ovaler Tisch stand in der Mitte. Die Möbel im Renaissancestil waren klar in den Linien, verziert mit sehr flach geschnittenen Reliefs. Die Stühle hatten gerade Lehnen, die zu einer aufrechten, würdigen Haltung zwangen. Ohne Aufsatz standen die Anrichten, mächtigen Truhen mit Füßen vergleichbar, an den cremefarbenen Wänden. Delfter Fayenceteller in Blauweißmalerei hingen darüber. Der braune Farbton der Kronleuchter, die aus Geweihen zusammengesetzt waren, harmonierte mit den hellen Wänden. Auch die gerafften schweren Samtvorhänge an den spitzbogigen Fenstern waren von einem warmen Braun.

Das Speisezimmer wurde durch ein kleines Anrichtezimmer vom Gartensaal getrennt. Jetzt war hier alles kalt und tot, nur in den Kristallüstern blitzten lebendige Lichtfunken. Vor den Fenstern, die fast bis zur Erde reichten, standen windbewegte Trauerweiden. Auf der anderen Seite des Treppenhauses lagen Halle und großer Ballsaal, Garderobenräume und ein Kontor für den Gutsherrn.

Über zwei Wendeltreppen gelangte man zu den Küchenräumen,

die tiefer lagen als die Wohnräume und über denen sich die Zimmer für die Dienerschaft befanden, ein kleines Haus für sich mit einer freundlichen Diele, wo alte Truhen standen. Niedere Zimmerdecken machten es behaglich.

Wie Susanne es sich bei ihrer nächtlichen Ankunft vorgestellt hatte, war das Treppenhaus am Tag ein Meer von Licht. Die Helle, die von allen Seiten hereinströmte, ließ den weißen Marmor der Treppenbrüstung leuchten. Die Brüstung ruhte auf einem schmiedeeisernen Rankenwerk, dessen Schwingungen Grazie, Lebendigkeit und Kraft vereinten.

Die Treppe mündete oben in der Galerie, wo die Bilder der Holtens hingen. Hier und dort war das Gold der Rahmen bräunlich verfärbt von Rauch und Flammen des großen Brandes.

In dieser ersten Zeit war Susanne häufig in der Galerie. Sie stand sinnend vor den starren und doch so lebendigen Gesichtern. Manchmal wollte es ihr scheinen, als ginge das seltsame Fluidum, das sie bedrückte, von diesem Teil des Hauses aus, von diesen Bildern.

Die Galerie führte zur Rechten in die Bibliothek. Durch ein Rauchzimmer, das Vitrinen mit einer großen Menge von Bechern, Schalen und anderen Ehrenpreisen siegreicher Pferde aus dem Holtenschen Stall enthielt, gelangte man in ein Jagdzimmer, das eine kräftige männliche Behaglichkeit ausstrahlte mit seinen holzgeschnitzten Möbeln, auf denen Lederkissen lagen, mit einer Unmenge prachtvollster Jagdtrophäen an den dunkel getäfelten Wänden, in deren breit eingelassenen Nischen altdeutsches Zinngeschirr und feste schöne Tonkrüge und Humpen auf eine fröhliche Zecherei zu warten schienen. Heller Blickfang waren der Kamin, die gelblichen Griffe alter Hirschfänger und bunte englische Stiche an den Wänden, die Jagd- und Rennszenen darstellten. Musikzimmer, Salon und ein kleiner intimer Damenraum lagen daneben.

Zur anderen Seite der Galerie begannen die langen Zimmerfluchten der Schlaf- und Kinderzimmer und die Räume für die Gäste. Alles war in der Großzügigkeit und für die Ansprüche vergangener Jahrhunderte geplant und gebaut, und es lebte so stark der Atem der Dahingegangenen darin, wie er alten Häusern

anhaltet, in denen immer Menschen des gleichen Blutes lebten. Clemens atmete längst wieder in dem gleichen Rhythmus, in dem dieses Haus atmete, doch Susanne konnte es noch nicht.

Als sie zum erstenmal das kleine Damenzimmer ihrer Schwiegermutter betrat, war sie eigenartig berührt gewesen, dasselbe Grün, das sie besonders liebte, als Grundton dieses Raumes wiederzufinden. Es war ein leicht ins Türkisblaue spielendes Grün, das manchen sehr hellen und stets braunhaarigen Frauen mit einem warmen Goldton in Haut und Haar besonders gut steht, und Susanne hatte es stets für ihre Kleidung bevorzugt.

Die seidene Wandbespannung war von diesem Grün. In demselben Ton, nur um einen Grad dunkler, waren die weichfallenden, zarten und nun schon brüchigen Vorhänge; genau abgestimmt kehrte die Farbe im Muster des Teppichs wieder und in den Bezügen der zierlichen Möbel, die von schwerer grün- und isabellfarbig gestreifter Seide waren. Von dunkelgelblichem Isabellweiß waren die tiefen Nischen unter den rundgewölbten Fensterbögen, die Türen, das Holz der Möbel und die Aufsätze des Kamins.

An den Wänden hingen bezaubernd schöne Aquarelle baltischer Landschaften, ein Bild von Claude Lorrain, das einen südlichen Hafen bei Sonnenaufgang darstellte, ein Fohlenkopf mit dem bis ins letzte erfaßten kindlichen Ausdruck junger Tiere. Die hohen Vasen in den Fensternischen, ein russischer Samowar, altchinesische Kabinettschränken fand Susanne gefüllt mit Briefen, Tagebüchern und Bildern. Sie schloß alles sofort wieder weg. Der Einblick in fremde Briefe war ihr immer wie ein Diebstahl erschienen.

Als sie am Abend dieses Tages mit Clemens durch den Park ging, sprach sie darüber. Er verstand sie sofort, aber nach kurzem Nachdenken sagte er: »Du solltest diese Tagebücher und Briefe ruhig lesen, Susann. Ich habe meine Mutter sehr verehrt, aber ich glaube, sie war keine glückliche Frau. Sie litt schon sehr lange, bevor sie körperlich erkrankte. Ich könnte mir sogar vorstellen, daß du manches in ihren Aufzeichnungen findest, was dir Kraft und Trost gibt im Kampf gegen die erdrückenden Hölten mehrerer Jahrhunderte, die noch immer durch dieses Haus geistern.«

Sie blieben auf dem Parkweg stehen und sahen sich an. Susanne fühlte unter seinen forschenden Augen eine leichte Röte in ihr Gesicht steigen. »Woher weißt du, daß ich hier noch nicht ganz zu Hause bin? Ich habe doch nie davon gesprochen.«

Er lachte leicht und zog sie an sich. »In der Nacht liege ich manchmal wach neben dir. Du schläfst viel fester als ich. Und dann marschieren deine Gedanken und Gefühle wie brave Musketiere zu mir herüber, und ich halte gründlich Truppenschau.«

«Clemens, wo beginnt hier wieder die Flunkerei?»

«Alles ist wahr bis auf die militärischen Details. Schon in der ersten Nacht hier im Hause war es so.«

Sie sah ihn fragend und ernsthaft an. »In der ersten Nacht? Du hast gehnt, warum alles so war, ich . . .« Sie sprach nicht weiter.

«Ja, Susann, ich wußte es plötzlich, als ich zum erstenmal neben dir erwachte. Es ist übrigens gut so gewesen.«

«Ich muß dir ehrlich sagen, daß ich mich heute nicht mehr verstehe, und du hältst es für gut?»

«Susann, es gibt Mächte im Leben, die uns herumwerfen, als wären wir Spreu im Wind. Nicht jeder wird fertig mit ihnen. Ich kann dir nicht sagen, wie froh ich bin, daß du es geworden bist, mein Liebstes!»

Sie preßte ihr Gesicht an seinen Hals, dann sah sie auf. »Laß sie also ruhig unser Leben lang weitermarschieren, deine nächtlichen Regimente!»

Er lachte und drückte sie zärtlich an sich. »Verlaß dich darauf, es ist eine zuverlässige und bestens ausgerüstete Truppe und immer einsatzbereit.«

Er blieb nun schon lange hell am Abend, doch hier im Park unter den Bäumen begann es jetzt langsam zu dunkeln. An den Sträuchern zeigten sich die ersten Knospen, noch sorgsam umhüllt vom festen Deckblatt.

Vorhin hatten sie schon den Ruf eines Pirols vernommen. Sie stritten eine gelinde Zeit hin und her, ob sie sich auch nicht getraut hätten, denn die Pirole pflegten erst im Mai ihren Einzug zu halten. Schließlich entdeckten sie, daß es ein Star war, der hier überwintert haben mußte und der den Pirolruf täuschend nachahmte.

Der verwilderte Park war ein Vogelparadies geworden. Sie sahen später einen Weißrückenspecht am Stamm einer Eiche beschäftigt. Schon in Clemens' Kindheit hatten sie gern in den hohen alten Bäumen genistet. Es war ein Männchen mit einem leuchtend roten Fleck am Kopf, ein seltener, scheuer und heimlicher Vogel, der aus Rußland und Finnland kommt und nur in Schlesien heimisch geworden ist. Sie beobachteten ihn noch eine Weile. Er lief in Windungen um den dicken Eichenstamm herum, hämmerte hier und da probeweise und strich mit einer schwarzen Raupe im Schnabel schließlich ab.

Susanne rief die Spaniels. Sie hatte gesehen, daß im Speisezimmer das Licht angegangen war. Langsam wanderten sie zum Haus zurück. Wieder hörten sie den Pirolruf aus einer der verwilderten Hecken. Als sie über den Rasenplatz gingen, faßte der Wind Susannes Mantel und blähte ihn als helles Segel. Sie lachte und ließ ihn wehen, wohin der Wind ihn tragen wollte.

Sie betraten das Speisezimmer von der Terrasse aus. Der Tisch war schon gedeckt; eins der Mädchen hatte die Gedecke an die beiden Längsenden des Tisches gelegt. Gemeinsam räumten sie alles in die Mitte.

Clemens hatte schon am ersten Tag behauptet, daß er abmagern würde, wenn seine Augen erst einen Langstreckenlauf machen müßten, um zu ihr zu gelangen.

Er wollte ihr nahe sein, um zu sehen, wie der Wein ihre Haut allmählich rosig tönte, um heimlich ihren Händen zuzuschauen, die unnachahmlich graziös waren, und um ihr zu sagen, wie gut sie dies und jenes gemacht hatte. Mit ernsthaftem Schalk ging sie auf seine galante Flunkerei ein. Jetzt legte sie immerhin schon den Speisezettel fest, und sie gedachte sehr bald weit autoritärer zu werden auf diesem Gebiet.

Am nächsten Morgen öffnete Susanne entschlossen Schreibtisch und Kabinettschränkchen im kleinen Damenzimmer. Sie verteilte den Inhalt, zu kleinen Bergen geordnet, auf den Teppich und setzte sich dazu.

Zum erstenmal fand sie Bilder von Clemens. Es war ein fremdes,

männlich-schönes Gesicht für sie, an dem sie aber auch früher niemals gleichgültig vorübergegangen wäre. Es gab Kinder- und Jungenbilder von Clemens, spätere zeigten ihn in der Uniform seines Regimentes.

Dann begann sie das Tagebuch ihrer Schwiegermutter zu lesen, einer geborenen Baroness von Lenitzow. Sie saß Stunde um Stunde, nahm hin und wieder eine bequemere Haltung ein, ohne sich dessen bewußt zu werden, und lebte ganz in der Welt dieser toten Frau, die ihr feinsinnig, klug und sehr sensibel erschien.

Dann kamen ihr Briefe einer Marie Sklodowska in die Hand. Susanne wollte schon weiterblättern, als ihr klar wurde, daß diese Polin später einen Pierre Curie geheiratet hatte und zur weltberühmten Entdeckerin des Radiums geworden war. Die Baronin hatte die Madame Curie, die ungefähr im gleichen Alter sein mußte wie sie selbst, schon vor ihrer Ehe und vor ihrem Ruhm gekannt.

Adolph von Menzel, der Maler der Preußenkönige, der Eigenbrötler, war oft in Grandjour zu Gast gewesen, später Gerhart Hauptmann, damals schon Repräsentant moderner deutscher Dichtung, neben vielen anderen bedeutenden Künstlern des In- und Auslandes.

Eine herzliche Freundschaft hatte die Baronin mit der Fürstin von Pleß verbunden. Auf Schloß Fürstenstein, dem Pleßschen Prunkbau über Waldenburgs Kohlenbergwerken, war die Baronin ein häufiger Gast gewesen. Fürstenstein galt stets als ein bevorzugtes Reiseziel des erholungsbedürftigen oder jagdlustigen Kaisers, und während des Weltkrieges ließ er dort sein Hauptquartier errichten.

Die Ehe des Fürstenpaares war nicht glücklich. Auch fühlte sich Daisy bedrückt und beengt durch die steife Abgeschlossenheit gegenüber der größtenteils bitterarmen, schwer arbeitenden Bevölkerung des Waldenburger Berglands, aus dem die Fürsten Pleß einen großen Teil ihrer Reichtümer schöpften.

Die Fürstin erzählte mir gestern von einem ihrer Gänge ins Dorf, die man ihr in der Familie ihres Mannes so sehr verargt. Wieder ist ein großes Kindersterben unter den Ärmsten; ein Lungenfieber grassiert, und oft kommt noch der Wangenbrand

dazu. Daisy hörte an einem der Kinderbetten aus dem Munde der Mutter: »Stirb och, Kindla, stirb och, wirst a gar schönes Engele werden!« Zu ihrem Entsetzen erfuhr sie, daß diese Worte nichts Einmaliges sind, sondern ein geflügeltes Wort, das in den kinderreichen Armenfamilien zu Hause ist!«

Wie wenige Menschen mochten hinter der geistreichen, überlegenen, manchmal sprühenden, manchmal launigen Art dieser Frau von den wahren Tiefen ihres Wesens geahnt haben, von der Region, in der sie immer eine unsichere, bittende, werbende und armselige Fremde geblieben war bis an ihr Lebensende!

Die Tagebücher der Baronin reichten bis zu den Mädchenjahren auf dem baltischen Schloß zurück. Ihre Mutter war Russin, und in jedem Jahr besuchte sie mit einem oder mehreren ihrer Kinder Eltern und Geschwister in Rußland, wo sie im Herbst viele Wochen auf dem Landsitz der Familie auf der Krim verbrachten. Sie entstammte einer der großen Bojarenfamilien Nowgorods, die jahrhundertlang die Geschichte der »freien Stadt Nowgorod« bestimmt hatten und deren Name in den mittelalterlichen Glanzzeiten der Stadt für den scheeläugigen Kreml zu den bestgehaßten gehört hatte.

»An meinem 13. Geburtstag durfte ich ganz allein mit Großväterchen Gregorjewitsch zur Kathedrale der Heiligen Sophie fahren. Sie ist ganz weiß und hat vier goldene Zwiebeltürme, und schon von weitem leuchtet sie in der Sonne.

Großväterchen sagte, daß sie das Herz von Nowgorod ist und immer schon war, seit sie im 12. Jahrhundert erbaut wurde. Auf dem weiten Platz davor stand früher ein Turm, in dem die Glocke hing. Wenn sie läutete, versammelten sich die Bewohner der Stadt auf dem Platz und berieten, was zu tun sei. Aber Großvater sagte, daß letzten Endes die Väter seiner Väter ganz allein bestimmten, was dann wirklich geschah.

Und er zeigte mir auch in der Kathedrale all die Ikonen, deren Edelsteine, Perlen, silberne und goldene Beschläge unsere Vorfahren dort anbringen ließen. Es waren die schönsten von allen. Als ich es Großväterchen sagte, lächelte er – ach, niemand kann so schön traurig lächeln wie er! –, und er erzählte, daß das nur ein kleiner Rest sei, weil Iwan III. einst die freie Stadt nach

langem Kampf besiegte und die kostbarsten Schätze mitnahm. Und davon habe sich die Stadt nie mehr ganz erholt.«

«Ich liebe Nowgorod und Großväterchens Haus am Wolchow, und auch meine Mutter liebt es und alle meine vielen Tanten, Vettern und Kusinen. Die Stadt ist von Sümpfen und Morästen umgeben, aber es gibt auch stille, weite Seen und dunkle, dunkle Wälder. Große helle Flecken aus Birken liegen dazwischen, und wenn man aus den dunklen Wäldern kommt, ist es, als wenn man aus einem Keller geradeswegs in die Sonne tritt.«

«Wenn Großväterchen seine Zimmer verläßt, wo er viele Stunden am Tag an seinen Büchern schreibt, darf ich ihn beim Herumwandern in den Gärten begleiten. Er muß mir dann immer erzählen, wie es früher hier war. Er kennt das alles, gerade als wenn er schon damals gelebt hätte, nicht als wenn er es aus Büchern gelesen hätte. Früher soll es hier viele Menschen gegeben haben, die Deutsch sprachen, denn ehe Iwan III. kam, trieb Nowgorod Handel mit der Hanse, und die Stadt wurde sehr reich dabei. Sie besaß unermesslich große Kolonien im Nordosten bis zum Weißen Meer hinauf und bis zum Ural hin. Aber die Moskauer wollten das alles selber haben, und Nowgorod war ihnen im Wege. Großväterchen sagt, daß die schrecklichsten Dinge auf Erden deswegen geschehen, weil die Menschen immer um so viel gieriger werden, wie sie sich gerade errungen haben.

«Aber Großväterchen Gregorjewitsch, habe ich gesagt, ›warum bemühen sich denn dann alle Menschen so sehr, immer noch reicher zu werden? Nur um noch gieriger zu werden? Dann kommen sie ja überhaupt nicht mehr zur Ruhe!«

Da hat er gelacht und gesagt, man merke, daß ich nicht allzu weit von der Heimat des großen Philosophen Kant geboren sei; ich solle die irdischen Güter schätzen und genießen und sie auch zu vermehren suchen.

«Aber halte dir allen Glanz, der von ihnen kommt, so fern, mein Täubchen, daß er nur Rahmen ist, nicht der Boden, auf dem du stehst. Das bestimmt den Unterschied, ob Reichtum glücklich oder ruhelos macht.«

«Aber ich liebe Nowgorod auch deswegen so sehr, weil die Zeit hier so langsam geht, geradeso, wie sie will. Niemand treibt sie

wie zu Hause Papa zu den Reitstunden und Mademoiselle zum Unterricht. Wenn ich mit der alten Jewfimia zum Markt gehe – sie wählt nur aus, und die Bauern bringen alle Waren zu dem kleinen Küchentor an Großväterchens Haus –, dann sitzen die Bauern vom ersten Morgengrauen bis zum Abend an ihrem Platz. Erst die Dunkelheit vertreibt sie. Nie haben sie Eile, und immer sind sie freundlich und sehr ehrerbietig. Und wenn die langen Osterzeremonien in der Kathedrale stattfinden, ach, niemand hier scheint zu wissen, wieviel Zeit dabei verrinnt. Sie geht scheinbar spurlos an diesen Menschen vorüber. Sie stehen ganz starr. Ich selbst bin einmal fast ohnmächtig geworden, aber ich habe beobachtet, daß viele der russischen Bäuerinnen nicht einmal das Standbein gewechselt haben während all der Stunden. Nicht einmal ein Pferd kann das!«

»Der Winter ist in diesem Jahr so früh gekommen und hat uns noch hier überrascht. Und Mama zögert mit der Abreise nach Hause noch immer, obwohl Papa schon ganz dringend schreibt. Aber Mama sagte gestern zu Tante Anastasia:

›Er hat mütterlicherseits entschieden zu viel Preußenblut mitbekommen, der gute Nikolaus! Immer muß alles so rasch und exakt gehen. Nie könnte er zum Beispiel mit mir am Fenster hier stehen und zuschauen, wie die Schneeflocken fallen. Durch das Gleichmäßige und Stete würde er höchstens dazu angeregt werden, im Takt von einem Bein aufs andere zu treten wie nach einer für alle anderen Sterblichen unhörbaren Marschmusik.«

Ich glaube wirklich, daß Mama recht hat. Aber wie schlimm für Papa! Wohin will er denn nur immer marschieren? Es kann doch nirgends schöner sein als hier in Mamas Zimmer in Nowgorod, wenn man durch die hohen hellen Gardinen schaut, so lange, bis die Dämmerung kommt und die Lampen auf den Straßen und über dem Wolchow alles ganz golden machen, weiß und golden, wie die Kathedrale der Heiligen Sophie ist – und wenn der Schnee fällt, ohne aufzuhören, ach, man glaubt, ohne Ende!«

In Nowgorod hatte Constantine auch ihren späteren Mann kennengelernt. Er hatte sich in Paris mit einem ihrer älteren Vettern angefreundet und war einer Einladung nach Rußland gefolgt.

Constantine war zu dieser Zeit sechzehn Jahre alt und schien zuerst nicht sehr beeindruckt gewesen zu sein von dem Besuch aus Schlesien.

-Ständig sind sie im Kommen oder im Gehen zur Wolfsjagd, dieser Baron Holten und Igor; sie haben sich gesucht und gefunden. Es ist hier Sitte und sehr beliebt, die Wölfe mit Windhunden zu jagen, und ich verstehe ja durchaus, daß das hin und wieder ganz interessant sein kann, aber, mon dieu, gibt es denn gar kein anderes Gesprächsthema? Ich beginne bereits von Windhunden und Wölfen zu träumen!«

Doch sehr bald waren ihre Träume nicht mehr allein von Wölfen und Windhunden erfüllt, denn Holten schien endlich Gesprächsthemen gänzlich anderer Art für die junge Baltin gefunden zu haben.

-Sie könnten als echte Russin gelten, Baroneß, wenn Sie nicht so strahlend blond wären! Ein geradezu faszinierendes Blond!«

-Sie irren sich, auch das stammt aus Nowgorod! Hier trafen sich Slawen und Waräger, die schwedischen Normannen. Immer wieder brach in der Familie meiner Mutter die sehr helle Haarfarbe durch, ganz unerwartet mitunter; sie übersprang oft Generationen.«

-Sehr aufmerksam vom Schicksal und äußerst freundlich, daß sie gerade vor meinen staunenden Augen wieder ans Licht des Tages gekommen ist!«

-Sie sind ein Spötter, Baron! Oder sollte das die Art sein, wie man in Berliner Garderegimentern Komplimente macht?«

Die ersten persönlichen Gespräche zwischen ihnen waren fast alle wörtlich wiedergegeben und füllten viele Seiten des Tagebuchs. Auch daß Holten auf ihre schnippische Bemerkung reichlich unkonventionell, aber keck und zärtlich »kleine stachlige Maronenschale!« gesagt hatte, stand da zu lesen.

Kurz nach ihrer Hochzeit schrieb sie:

-Es gibt noch so viel Fremdes an ihm, aber ich habe ja eine so herrlich lange Zeit vor mir, das alles kennen und lieben zu lernen.«

Es war von der bedrückenden Eigenart Grandjourns die Rede, von Constantines Sehnsucht nach der vertrauten Atmosphäre

baltischer Adelssitze und von dem Mann, den die junge Frau mit aller Inbrunst liebte und mit dem sie doch nicht glücklich geworden war. Und es wurde von früheren Ehen der Holtens berichtet, von denen eine unverheiratete Tante geschwätzt hatte, die alle nach außen hin vorbildlich, in Wirklichkeit aber leer und erkaltet waren. Wie ein verzweifelter Aufschrei klang es:

»Vielleicht waren sie schon immer so, daß sie die Macht besaßen, ganz zu herrschen über ihre Frauen, zu nehmen, ohne viel zu geben, vielleicht weil sie so schön von Gestalt sind und diese kühnen, prachtvoll geschnittenen Gesichter haben. Denn sie sind sich alle so ähnlich, daß man glauben könnte, ihre Frauen hätten kaum einen Tropfen ihres Blutes dazugemischt.«

Später folgten Beschreibungen glücklicher Tage mit den Kindern.

»Manchmal, mitten im Spiel mit ihnen, werde ich ganz elend. Ich liebe ja die Kinder vor allem deswegen so sehr, weil sie seine Kinder sind. Und sollte eine Mutter nicht vor allem ihre Kinder lieben, einfach weil sie Kinder sind, die sie brauchen? Gibt es für mich noch immer nichts, was mir wertvoller ist als diese seltsame Art von Liebe, die mich mit meinem eigenen Mann verbindet?«

Als sie die ersten Anzeichen einer tödlichen Krankheit spürte, war eine ihrer Eintragungen: »Ich denke oft, daß er selbst nicht zufrieden ist. Oder ist dieses Jähe, der Wechsel seiner Stimmungen sein natürliches Wesen? Vielleicht sehnt er sich wie ich, nur weiß er nicht, wonach. Er irrt vielleicht in einem anderen Raum umher, in dem wir uns nie treffen können. Doch wie soll ich ihn fragen danach, und was könnte wohl geschehen, daß er mich ohne Worte versteht?«

Manchmal will es mir scheinen, daß manches anders wäre, wenn nicht so viele Räume, so viele Gäste, so viel Unwichtig-Wichtiges uns beide ständig beschäftigte. Die Menschen kommen und gehen, nur dieses Haus ist immer da mit seinem Schlafzimmer, von dem meinen getrennt durch die lange Galerie mit diesen Gesichtern, die alle wie ein einziges, drohendes, hämisches Gesicht sind. Und ich werde hier bis zu meinem Tode leben müssen, nichts wird das ändern können. Detlev liebt dieses Haus, diesen ganzen Besitz, ja, das liebt er wirklich. Aber ich hasse es!«

Die Eintragungen waren bis kurz vor ihrem Tode geführt worden. Zu den nie erloschenen Seufzern, zu dem verzweifelten Aufbegehren gegen die innere Enttäuschung kam in den letzten Wochen ihres Lebens die nüchterne Darstellung des Krankheitsverlaufes. Und wie jetzt viele ihrer Kindheitserinnerungen aus der örtlichen Weite lebendig geworden waren, mochte auch manches vom Erbeil der russischen Mutter stark und beherrschend geworden sein, denn mit vollkommener Selbstverständlichkeit schien sie die furchtbaren körperlichen Schmerzen ertragen zu haben.

Susanne schlug das letzte der Bücher fast heftig zu. Die kleine Elfenbeinuhr auf dem Schreibtisch tickte. Die Sonne wanderte langsam um die Terrassenecke herum. Wenn die Bäume belaubt waren und der Wind ging, würde wohl das Astwerk der großen Platane ein ständiges Licht-und-Schatten-Spiel in dem großen Raum treiben. So war es wohl schon damals gewesen, als diese Tagebücher geschrieben wurden. Susanne ging zu einem der Sessel hinüber. Sie setzte sich und lehnte den Kopf mit geschlossenen Augen an das helle Holz.

Es ist gut, das alles zu wissen, dachte sie. Ich habe jetzt keine Angst mehr vor diesem Haus, denn man braucht keine Angst zu haben vor Menschen, die nicht glücklich waren und deren Spuren selbst noch drohend wirken.

Sollte es ein Fluch sein, seit diese Denise so schwere Schuld auf sich lud, ein Fluch auf diesem Haus, das sie so hell und schön gebaut hat, so, wie wohl ihre Sehnsucht aussah! Wohl nicht eins unserer großen Kunstwerke wurde von glücklichen, erfüllten, satten Menschen geschaffen. Sie quellen aus der Weite der Räume, die sich zwischen Wirklichkeit und Wunschtraum dehnen, sie sind die Früchte der blühenden, gärenden, unerschöpflichen Gefilde der Sehnsucht!

Aber ich möchte lieber einen einzigen glücklichen Menschen schaffen als viele bewunderte Kunstwerke, und es wäre mir gleichgültig, wenn man das für einfältig erklärte. Ich kann mir gut vorstellen, daß an Männern wie Clemens eine Frau zerbrechen kann, als wäre das der selbstverständlichste Lauf der Dinge. Wie nahe war ich selbst schon diesem Schicksal!